Justus Mösers

Anschauungen über Volks- und Jugenderziehung im Zusammenhange mit seiner Zeit.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen philosophischen Fakultät der Universität Leipzig

vorgelegt von

Edmund Richter

aus Siebenlehn.

Langensalza,

Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann).

1909.

Angenommen von der philosophisch-historischen Sektion auf Grund der Gutachten der Herren *Volkelt* und *Lamprecht*.

Leipzig, den 13. Februar 1908.

Der Procancellar.
Stieda.

Meinem ältesten Bruder

in Liebe, Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546813_0023

Inhalt.

Seite

Aufgabe der Arbeit 1

I. Mösers sozialpädagogische Anschauungen 4

Die Erziehung zum körperlich, wirtschaftlich-beruflich und moralisch tüchtigen, politisch aufgeklärten und nationalen Staatsbürger durch die Familie und die Gesellschaft.

A. Mösers politische Ansichten als Basis seiner sozialpädagogischen Anschauungen 4

Die Politik als der leitende Gesichtspunkt in Mösers Ansichten.

a) Einfluß des Milieus Mösers auf seine politischen Ansichten 4

α) Osnabrücks eigenartige politische Verhältnisse . . . 5

β) Mösers Stellung in Osnabrück 7

b) Mösers Ansicht über

α) Wesen, Entstehung, Grundlage und Gliederung, . . . 9

β) Machtbereich, Arbeitsgesetze und Zwischengewalten des Staates 11

B. Mösers sozialpädagogische Ansichten im Gegensatz zur Aufklärung 12

a) Mösers Sozialismus im Gegensatz zum Individualismus und gesellschaftlichen Atomismus der Aufklärung . . . 12

α) Notwendigkeit der Eingliederung des einzelnen in die Gemeinschaft zur Mitarbeit am Gemeinwohle, auch als Ziel der Erziehung 12

1) Konzentration der Individuen in sich und Ablösung vom Ganzen in der Aufklärung. 2) Die Wohlfahrt des einzelnen als Ziel ihrer Pädagogik. 3) Mösers Betonung der wirtschaftlichen Stärke der Gesellschaft. 4) Der Sozialismus als Ziel der Politik und der Pädagogik. 5) Grad der Abhängigkeit der Erziehung von den Direktiven der Politik.

β) Die Erhaltung und Förderung des Gemeinwohles durch die Erziehung 16

Seite

1. Die Schädigung des Gemeinwohles durch wirtschaftlichen und geistigen Luxus 16
   1) Relative Berechtigung des wirtschaftlichen und geistigen Luxus. 2) Seine Schädigung des privaten und staatlichen Haushaltes.
2. Die Erziehung zu körperlicher Tüchtigkeit . . . 20
   1) Gesundheit ein Volkskapital. 2) Die Forderung der körperlichen Bewegung, gestützt auf Mösers Auffassung vom Stoffwechsel. 3) Handarbeits- und Schwimmunterricht. 4) Mösers Vertrauen zur Natur.
3. Die Erziehung zu wirtschaftlicher-beruflicher Tüchtigkeit 22
   1) Die Gewöhnung zur Arbeit. 2) Verurteilung der philanthropischen, encyklopädischen, spielenden Erziehungsmethode: »Die Erziehung darf wohl sklavisch sein!« 3) Die Arbeit als Gegenmittel gegen Luxus und Verführung. 4) Das Vergnügen und die Aussicht auf Erwerb als Reizmittel zum Fleiß.
4. Die Erziehung zu moralischer und religiöser Tüchtigkeit 26
   1) Die Religion als Grundlage der Moral. 2) Die Religion als staatbildende und -bindende Disziplin. 3) Die Kontrolle der Religion durch den Staat. 4) Unzulänglichkeit des Vernunftchristentums zur Staatsreligion. 5) Forderung des Positivismus und Konfessionalismus der Staatsreligion.
5. Die Erziehung zu sozialem Interesse durch politische Aufklärung und Verfassungsgeschichte. 29
   1) Politische Aufklärung als Voraussetzung sozialen Interesses und sozialer Mitarbeit. 2) Politische Aufklärung des Volkes durch Wochenblätter und durch eine »Praktika.« 3) Politische Unterweisung der Jugend im Anschluß an den Katechismusunterricht. 4) Die Begründung der bestehenden Verfassung in der Geschichte. 5) Verwerfung der moralischen und belletristischen Tendenz der Geschichte. 6) Mangel der biographischen Behandlungsweise an Pragmatismus. 7) Darstellung der Geschichte als Verfassungs- und Kulturgeschichte. 8) »Vorschlag zu einem neuen Plan der deutschen Reichsgeschichte.«

b) Mösers Differentismus (Standes- und Berufserziehung) im Gegensatz zu dem Uniformismus der Aufklärung . 35

a) Notwendigkeit der Standes- und Berufserziehung . . 35
   1) Der Uniformismus der Aufklärung. 2) Mösers Begründung der frühzeitigen Spezialisierung der Erziehung.

Seite

β) Die Erziehung der verschiedenen Stände 36

1. Die Erziehung des Gelehrten 36
   1) Die Schädigung der Volkskraft durch ein gelehrtes Proletariat. 2) Relative Berechtigung der gelehrten Bildung. 3) »Also sollte jeder Gelehrte ein Handwerk lernen!«
2. Die Erziehung des Adels 39
   1) Aufgabe des Adels im Staate. 2) Notwendigkeit der wirtschaftlichen Stärke des Adels. 3) Praktische Bildung des Adels nach dem Vorbilde der mittelalterlichen Rittererziehung. 4) Die wirtschaftliche und moralische Erziehung des Landmannes als Aufgabe des Landadels.
3. Die Erziehung des Bauern. 42
   1) Bedeutung des Bauernstandes für den Staat. 2) Mösers Ansprüche an die intellektuelle Ausbildung des Bauern. 3) Die Erhaltung seines Besitzes. 4) Die Wahrung seiner Sitte und seiner Religiosität.
4. Die Erziehung des Bürgers (Handwerkers) . . . 47
   1) Bedeutung des Handwerkerstandes für den Staat. »Reicher Leute Kinder sollen ein Handwerk lernen!« 2) »Also sollte der handelnde Teil der Menschen nicht wie der spekulierende erzogen werden!« 3) Nachteile und Vorteile der Arbeitsteilung.
5. Die Erziehung des weiblichen Geschlechtes . . . 51
   1) Der Beruf der Frau. 2) Zweck- und Naturwidrigkeit der »schönen Erziehung«, »des zu großen Verstandes und des überaus zärtlichen Herzens«. 3) Relative Berechtigung der »schönen Erziehung«. 4) Die Erziehung zur Hausfrau, zur Wirtschaftlichkeit. 5) Die Bildung zur Gattin und Mutter, zur körperlichen und moralischen Gesundheit.

c) Mösers Nationalismus im Gegensatz zu dem Kosmopolitismus der Aufklärung 56
   1) Die nationale Bedürfnislosigkeit der deutschen Aufklärung. 2) Der Kosmopolitismus der Aufklärung, auch ihrer Pädagogik. 3) Mösers Patriotismus.

α) Die Erziehung zu nationalem Selbstbewußtsein . . 58
   1) Der Mangel an nationalem Interesse und nationalen Großtaten. 2) »Es ist allezeit besser, Original als Kopie zu sein!«

β) Die Erziehung zu nationalem Klassizismus 60
   1) Wertung der deutschen Sitte und Vergangenheit. 2) Wertung der deutschen Sprache und Literatur.

Seite

d) Mösers Wertung der gesellschaftlichen Erziehungsfaktoren im Gegensatz zu der Überschätzung der staatlichen Schule durch die Aufklärung 63

α) Die Schule als Erziehungsfaktor. 63

1) Die Überschätzung der Bedeutung der Schule in der Aufklärung. 2) Mösers Geringschätzung des theoretischen Unterrichts im allgemeinen. 3) Der Zustand der Schulen in Osnabrück.

β) Die Familie als Erziehungsfaktor 66

1) Die Familie als Normalerziehungsanstalt. 2) Staatliche Bevorrechtigung der Familie. 3) Die Erziehungspflicht der Eltern. 4) Die Schädigung des erzieherischen Einflusses durch soziale und moralische Mißstände. 5) Die sittliche Erziehung des Gesindes.

γ) Der Gemeingeist und die öffentliche Meinung als Erziehungsfaktoren 71

1) Soziales Interesse als Grundbedingung gesunden Staatslebens. 2) Die Erregung von Gemeingeist durch Gewährung von Freiheiten. 3) Die Anregung des Ehrgefühls durch die öffentliche Meinung.

δ) Die Gruppen der Gesellschaft als Erziehungsfaktoren 76

1) Der Hang des Menschen zu Vereinigungen. 2) Die Erhaltung der Standes- und Berufsehre. 3) Die erzieherische Aufgabe der oberen Stände.

II. Mösers individualpädagogische Anschauungen 78

Die Erziehung zur Individualität, zur naturvollen, aktuellen und moralischen, Persönlichkeit.

1) Der Subjektivismus des 18. Jahrhunderts als Reaktion auf den rationalistischen und uniformistischen Individualismus. 2) Mösers originelle Persönlichkeit. 3) Wahrung der persönlichen Eigenart auch bei der Einreihung des einzelnen in die Gesellschaft. 4) Individuelle Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit als Lebensprinzip der Gesellschaft. 5) Die Erziehung zur Individualität, zur naturvollen Persönlichkeit als pädagogische Forderung. 6) Soziale Aktualität und Moralität als die wesentlichen Merkmale der Persönlichkeit (die Ausartung der Persönlichkeitserziehung in Geniekult und Empfindsamkeit).

A. Mösers Lebensphilosophie als Basis seiner individualpädagogischen Anschauungen. 83

a) Allgemeiner Charakter der Philosophie Mösers 83

1) Lebensphilosophie. 2) Der Primat der Vernunft in der Aufklärung. 3) Der Primat der Gefühle, Triebe, Neigungen und Leidenschaften in Mösers Philosophie.

b) Psychologisches 85

Seite

1) Frühes Hervortreten des Gefühlvollen und Triebartigen. 2) Späte und langsame Entwicklung der Vernunft. 3) Unvollkommenheit der Beherrschung der Leidenschaften durch die Vernunft.

c) Erkenntnistheoretisches 86

1) Das Unerforschliche in der Welt als Tatsache. 2) Das Unerforschliche als Moment der menschlichen Glückseligkeit.

d) Ethisches 87

1) Intuitionistische Handlungsweise. 2) Die Eigenliebe als Grundtriebfeder. 3) Relative, utilitaristische Bewertung der menschlichen Handlungen im Gegensatz zum Purismus. 4) Die menschliche Natur als antinomienvoll zum Zwecke der zeitlichen Glückseligkeit.

e) Religionsphilosophisches 90

1) Die Religion als Staatsdisziplin. 2) Die Religion als individuelles Bedürfnis. Das Verhältnis von Wissen und Glauben. 3) Mösers persönliche Stellung zur Religion.

B. Mösers individualpädagogische Ansichten im Gegensatz zu dem Intellektualismus der Aufklärung 92

1) Forderung der pädagogischen Verwertung der Neigungen und Leidenschaften. 2) Notwendigkeit ihrer Kultur.

a) Die Erziehung zur Aktualität 95

Die Lähmung der Aktualität durch die theoretische Erziehung. — Die Förderung der Aktualität durch die praktische Erziehung. 1) Relative Berechtigung des Intellektualismus. 2) Einseitige Pflege der apathischen Vernunft. — Anregung namentlich der impulsiven Neigungen. 3) Langsame, analysierende Aufnahme der Eindrücke und bedächtige Gegenwirkung. — Rasche Aufnahme von Totaleindrücken und entschlossene Gegenwirkung. 4) Unsachliche Auffassung und unrichtige Gegenwirkung. — Naturgetreue Auffassung und richtige Gegenwirkung. 5) Unmittelbare Vorbereitung durch Bildung von Fertigkeiten. 6) Verwischung der Originalität. — Erhaltung der Originalität.

b) Die Erziehung zur Moralität 101

α) Unzulänglichkeit des Intellektualismus für Moral und Religion 102

1) Reizlosigkeit der puritanischen und reflektierenden Moral, namentlich für Kinder. 2) Verleitung zu Entschuldigungen durch die moralische Reflexion. 3) Schädigung der Religiosität durch die Spekulation.

β) Brauchbarkeit der intuitionistischen und autoritativen Moral 104

Seite

1) Appell an die Neigungen und Leidenschaften, besonders an das Ehrgefühl. 2) Die Anregung des religiösen Gefühls durch die Offenbarung Gottes in der Natur. 3) Die Verwertung des »moralischen Spielzeugs« als naiver Symbolik sittlicher Anschauungen. 4) Die Wirkung des Beispieles als plastische Darstellung des sittlichen Ideals. 5) Die Ergänzung und Vorbereitung der intuitionistischen Moral durch die autoritative.

Schluß: Zusammenfassung und Wertung der pädagogischen Anschauungen Mösers 111

A. Im allgemeinen 111

B. In ihren einzelnen Grundzügen 112

Aufgabe der Arbeit.

Justus Möser 1720—1794. — Über die pädagogische Bedeutung Mösers schreibt sein Biograph *Kreysig:* »Dilettantenarbeit ist freilich alles, was Möser auf dem Felde der Pädagogik geleistet, wenn auch die Arbeit eines genialen Liebhabers, dessen gelegentliche Einfälle der Mann des Fachs mit Nutzen beachtet.«[1]) Nun könnte man hier Mösers Wort: »Allein die Kunst wäre nicht vollkommen, wenn sie nicht auch ihre Pfuscher hätte« (Zusch. 15), oder den Ausspruch *Chamberlains* über den Dilettantismus anführen: »Wer weiß, ob dem heute so verrufenen Dilettantismus nicht eine wichtige Aufgabe bevorsteht? — Die Spezialisation macht täglich Fortschritte das muß auch sein. . . . Wer sieht aber nicht ein, daß Wissen immer erst an den Grenzscheiden lebendiges Interesse gewinnt? Jedes Fachwissen ist an und für sich vollkommen gleichgültig, erst durch Beziehung auf anderes erhält es Bedeutung«.[2]) Aber ich kann *Kreysigs* Urteil keineswegs beistimmen. Schon Dr. *Welz* hat in seinen »Mitteilungen«[3]) *Kreysig* widersprochen, und Dr. *Mollenhauer* schreibt mit Recht in *Reins* Encyklopädie: »So verschieden der Standpunkt ist, von dem aus er (Möser) auf eine pädagogische Frage zu sprechen kommt, so weit oft seine Äußerungen der Zeit nach, auseinanderliegen,

[1]) *Kreysig*, »Biographie Mösers«, S. 104.

[2]) *Chamberlain*, »Die Grundlagen des 19. Jahrh.«. I, VII/VIII.

[3]) *Welz*, »Mitteilungen aus J. Mösers Ansichten über Erziehung und Unterricht.«

man wird finden, daß seine Ideen nicht miteinander streiten, daß er zu einer pädagogischen Gesamtansicht gekommen ist, die, so wenig sie auch die Lieblingsideen seiner Zeit stützen kann, doch als das Zeugnis eines der eigenartigsten und bedeutendsten Männer des 18. Jahrhunderts wichtig und beachtenswert bleibt.«

Mösers Ansichten über Erziehung und Unterricht sind wiederholt zusammengestellt worden.[1]) Aber diese »Mitteilungen« sind im wesentlichen nur eine Auslese pädagogischer Aussprüche aus den bekannten Stücken der »Patriotischen Phantasien« und haben dadurch den Eindruck des Fragmentarischen der Pädagogik Mösers nicht beseitigen können. Sie haben versäumt, Mösers übrige Schriften heranzuziehen, seine pädagogischen Anschauungen als Folgerungen seiner politischen und philosophischen Ansichten und im Zusammenhange mit seiner Zeit anzusehen. Möser spricht über Erziehung nicht als Mann vom Fach, sondern als Politiker und Popularphilosoph. Die Erziehung steht ihm wie Pestalozzi im engsten Zusammenhange mit dem wirtschaftlichen und sittlichen Leben des Volkes. Daher beschränken sich seine pädagogischen Äußerungen nicht auf die Erziehung des Kindes, sondern erstrecken sich auf alle Veranstaltungen zur Hebung der Wohlfahrt, Gesittung und Bildung des Volkes in Haus, Schule, Gemeinde, Gesellschaft, Staat. Die Erziehung des Kindes wird ihm zur Erziehung der gesamten Jugend im Rahmen der Erziehung des ganzen Volkes. Mösers pädagogische Ideen sind ferner der Ausdruck der Gegenwirkung gegen die Anschauungen seiner Zeit, verbunden mit gegenteiligen Vorschlägen, da nach seiner Meinung jede Widerlegung zugleich etwas Neues liefern, sich durch eine gute Wendung unterscheiden muß (X, 110). »Die Höhe seines Lebens und Schaffens fällt in die Zeit der siegesfrohen Herrschaft der Aufklärung.«[2]) Man kann

[1]) Vergl. d. Literaturverzeichnis.

[2]) *Dilthey*, *W.*, »Das 18. Jahrh. u. d. geschichtl. Welt«.

sich kaum einen größeren Gegensatz denken als Möser und das Zeitalter Voltaires. *Scherer* urteilt über Mösers Stellung zu seiner Zeit: »Seine konservative Gesinnung, seine Ehrfurcht vor dem bestehenden Rechte und seine eindringende Würdigung der Vergangenheit machen ihn zu einem Oppositionsmanne im 18. Jahrhundert,« [1]) und der Rezensent der »Patriotischen Phantasien« berichtet bei der Aufzählung der von Möser behandelten Gegenstände u. a.: »Erziehung, itzt zu philosophisch kalt eingerichtet, mehr zum Glanz, dem itzigen Luxus gemäß, als auf das Nützliche, das Vergnügen der glücklichen Kinderjahre durch Feinheit und Üppigkeit verdorben.« [2])

Drei pädagogische Strömungen, von dem Pietismus am Anfange und dem Pestalozzianismus am Ende abgesehen, erfüllen das 18. Jahrhundert: die Ideen der Philanthropen, *Rousseaus* und der Neuhumanisten. Die geistige Atmosphäre aber, in der sie alle leben, die anregend und aufregend auf sie wirkt, ist die Aufklärung. An ihr zunächst soll die folgende Arbeit Mösers pädagogische Anschauungen messen, besonders auch, da er sich nicht als Fachmann, sondern als Volkswirtschaftler und Volksschriftsteller mit Erziehungsfragen beschäftigt. [3])

[1]) *Scherer*, »Gesch. d. deutschen Lit.«, S. 472. Vergl. *Roscher*, »Gesch. d. Nationalök.« usw., S. 504.

[2]) »Allg. deutsche Bibl.« 33. Bd. 1. Stck. 1778.

[3]) Es sei ausdrücklich hervorgehoben, daß Mösers Anschauungen über Volks- und Jugenderziehung nicht speziell im Vergleich zu den Ansichten und Forderungen der Aufklärungspädagogen, sondern den Ideen der Aufklärung überhaupt dargestellt werden sollen. Möser ist als Volkswirtschaftler und Volksschriftsteller auch in Erziehungsfragen nicht zunächst durch die zeitgenössische Pädagogik, sondern durch den Geist der Zeit beeinflußt. Zur Aufklärung steht Möser in entschiedener Opposition. Mit den Aufklärungspädagogen dagegen, besonders mit Iselin und von Rochow, aber auch mit Basedow und Salzmann, zeigt Möser in der Beurteilung einzelner Erziehungsfragen und -maßregeln verwandtschaftliche Züge, weil die Pädagogik bei Umsetzung der philosophischen Ideen in die Praxis diesen ihren schroffen und abstrakten Charakter nehmen und mit den Forderungen, die die Wirklichkeit stellt, rechnen muß.

I. Mösers sozialpädagogische Anschauungen.

A. Mösers politische Ansichten als Basis seiner sozialpädagogischen Anschauungen.

»Die bürgerliche Gesellschaft, der Staat ist es, um den sich sein (Mösers) Denken und Schreiben bewegt, der Gesichtspunkt, dem er alles unterordnet.«[1]) Selbst die Dichtkunst will er in den Dienst der Politik[2]) stellen. Ihr Wert bestimmt sich ihm nach dem Nutzen, den der Staat, die menschliche Gesellschaft davon ziehen. Der Dichter singe nicht immer von Liebe und Wein, sondern von Ehre und Eigentum, Tugend und Religion (IV, 87). Wie vielmehr müssen sich Möser die pädagogischen Forderungen den Prinzipien seiner Politik anpassen! Suchen wir darum zunächst die politischen Ansichten Mösers, soweit sie den Rahmen und Hintergrund seiner pädagogischen Anschauungen bilden, klarzulegen!

a) Einfluß des Milieus Mösers auf seine politischen Ansichten.

Sein Beruf als Jurist und Staatsmann und vor allem die eigenartigen Verhältnisse seines Landes veranlassen Möser zum Studium der Gesellschaft und der Physiologie des Staates. »Er stammt aus einer Gegend Norddeutschlands, welche nicht durch großstädtische Entwicklung den

---

[1]) *Bluntschli* und *Brater*, »Deutsches Staats- und Wörterbuch«, S. 24.

[2]) Möser gebraucht den Ausdruck »Politik« in der weitgehendsten Bedeutung.

Blick auf internationale Verhältnisse richtete, sondern vielmehr die Beobachtung der Bauern und des täglichen Kleinlebens nahelegte, welche weniger die Gleichheit der Menschen und allgemeinen Menschenrechte als vielmehr die sozialen, die ökonomischen Unterschiede und die überlieferten Rechte in den Gesichtspunkt des Beobachters rückte.«[1])

α) Osnabrücks eigenartige politische Verhältnisse.[2])

Osnabrück, ein Kleinstaat von 45 Quadratmeilen und etwa 120000 Einwohnern, war ein geistlicher Staat mit einer Menge von Kombinationen, einer ganz individuellen Verfassung. Das Staatswesen bestand aus a) dem Fürstbischof, der seit 1648 abwechselnd seiner Religion nach Katholik oder Protestant sein mußte, b) 25 adligen Domherren, von denen drei protestantisch sein mußten, c) der überwiegend protestantischen Ritterschaft und d) der Korporation der Städte. In der Hauptstadt bestand eine fast demokratische Verfassung: der aus 16 Mitgliedern bestehende Magistrat wurde ohne landesherrliche Bestätigung von sämtlichen Bürgern alljährlich gewählt. Das platte Land zeigte ein merkwürdiges Gemisch von adligen Grundbesitzern, abhängigen, hörigen Leuten und freien Bauern. Osnabrück war also noch nicht von geschichtlichen Neubildungen berührt worden, die rein mittelalterliche, ständische Verfassung hatte sich fest erhalten, mit ihr ein naturalwirschaftlich auf den Grundbesitz gegründetes Steuersystem und hinter den Eichenkampen und Hecken auf den einsamen Gehöften das alte Recht, die alte Sitte. Infolge der fast ständigen Abwesenheit des Landesfürsten konnte sich die über den Ständen stehende Staatsgewalt nur schwach geltend machen. Der verhältnismäßig freie

[1]) *Scherer*, »Gesch. d. deutschen Lit.«, S. 472.

[2]) Vergl. VI, 74—103 Mösers »Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit des Landes«. *Abekens* Schilderung in seinen »Erinnerungen« usw. S. 13 und I, 48. *Nikolais* Schilderung. X, 16—22.

Staat gewährte und forderte von jedem Bürger tätige Teilnahme: »Die Verfassung beengte nirgends die freie Tätigkeit der Bürger, und war gleich manches im Laufe der Zeit an ihr veraltet, anderes verkannt, so erfüllte sie doch alle Klassen mit reger Teilnahme.«[1]) *Dilthey* schildert zusammenfassend die Verhältnisse Osnabrücks: »Die Begebenheiten der modernen Staaten waren hier nicht empfunden worden: so hatten sie auch nicht ihre umgestaltende Macht geübt. Die Ordnungen der Väter hatten sich auf diesem zähen westfälischen Boden allenthalben in ihrer üppigen Mannigfaltigkeit aufrecht erhalten. Die auf die Freiheit und Gleichheit der Landeigentümer gegründete Verfassung der germanischen Urzeit, die ganze, lange Entwicklung des Mittelalters mit ihren Abstufungen und Abhängigkeiten aller Art, mit ihren zahlreichen kunstvoll ausgeglichenen Gegensätzen von Lehnswesen und Untertanenverband, Großgrundbesitz und Hörigkeit, Stadtherrschaft und Bürgerfreiheit, fürstlicher Landeshoheit und ständischer Mitregierung, von Kirche und Staat, Klerus und Laientum, Bischof und Domkapitel: all das ragte in mächtigen, naturwüchsigen Realitäten in die Gegenwart hinein.«[2]) Westfalen und seine Bewohner dienten wegen dieser sonderlichen Verhältnisse und der konservativen Festhaltung an deutscher Art und Sitte den französischen und deutschen Aufklärern als Stichblatt des Witzes. *Abbt* macht, indem er sagt, daß ihm der Verfasser des »Harlekin« (Möser) als einer der »feinsten Köpfe« beschrieben worden sei, die Bemerkung: »In Westfalen ist dieses eben so häufig nicht,«[3]) und *Salzmann* berichtet in seinen »Denkwürdigkeiten«: »Man unterhielt von den Einwohnern Westfalens eine so ungünstige Vorstellung wie das Altertum von den Einwohnern Böotiens.«[4])

[1]) *Stüve*, »Gesch. d. Stadt Osnabrück«. III, 312.

[2]) *Dilthey*, »Das 18. Jahrh. u. d. gesch. Welt.«

[3]) *Abbts* Werke. III, 60.

[4]) *Salzmann*, »Denkwürdigkeiten a. d. Leben ausgez. Teutschen des 18. Jahrh.«

β) Mösers Stellung in Osnabrück.

Mitten in diesen eigenartigen Verhältnissen stand Möser in einer noch eigenartigeren Stellung. Er wurzelt ganz in den örtlichen Eigenheiten, er ist durchaus bodenständig. Schon sein Großvater wirkte in Osnabrück als Prediger, seine Mutter war die Tochter des Bürgermeisters (X, 137),[1]) und sein Vater stand als Kanzleidirektor und Konsistorialpräsident mitten im öffentlichen Leben, war in Osnabrück »ein sehr wichtiger Mann«.[2]) Das allgemeine Vertrauen hob Möser in den Brennpunkt der vielseitigsten Beziehungen. Er vereinigte in sich anscheinend unvereinbare Stellungen: er mußte als advocatus patriae (juristischer Vertreter der Regierung) und später als Geheimer Referendar des unmündigen Fürstbischofs die Sache des Staates gegen die Stände und Untertanen führen und als Sekretär und später Syndikus der Ritterschaft und als Justitiarius beim Kriminalgericht das Recht der Untertanen der Regierung gegenüber vertreten. Er selbst bezeichnet in einem Briefe an Nikolai (X, 162, 199) seine Stellung als die eines maître Jacques.[3]) »Dieses Verhältnis,« äußert sich *Kreysig*, »erinnert mehr an die sagenhafte Blütezeit deutscher Treue als an das Jahrhundert Voltaires.«[4]) Was Möser seinem Vaterlande gewesen ist, bekunden die Worte seiner Zeitgenossen.[5]) Die Umstände zwangen ihn zur Vielseitigkeit, Mäßigung, Rechtschaffenheit und zur Beobachtung und Beachtung des wirklichen Lebens. Mit Liebe verteidigt er die

[1]) *Lodtmann*, »Genealogie der Möserschen Familie«, S. 7.

[2]) *Schlichtegrolls* »Nekrologe a. d. Jahre 1794«. Vergl. »Berlinische Monatsschr.« 1794, März.

[3]) Person in *Molières* »L'avare«, die Koch und Kutscher zugleich ist. Vergl. X, 95.

[4]) *Kreysig*, »Biogr. Mösers«, S. 8/9.

[5]) Vergl. »Berlin. Monatsschr.« 1792; Dr. *Kleukers* Bericht über Mösers Amtsfeier 1794 und Mösers Tod; *Schlichtegrolls* »Nekrologe« 1794; *Abekens* »Erinnerungen« usw., S. 10; X, 43 u. 100.

Eigentümlichkeiten und Einrichtungen seines Landes: die schlimmen Wege, die langen Meilen, das starke Bier, das schwarze Brot, die Leibeigenschaft als »die feinste Erfindung der Pächterei« (Gem. 44). »Dem verallgemeinernden und konstruktiven Geiste der Aufklärung konnte das alles nur als eine einzige krause Anomalie erscheinen, als eine beständige Beleidigung der Vernunft. Das Auge Mösers gewahrte hier einen großen sinnvollen Zusammenhang, die Eigentümlichkeit eines Organismus, der sich in einem Reichtum mannigfaltiger und doch immer von demselben Blute genährter Formen auslebt.«[1]) Die Verhältnisse seines Landes formten Mösers politische Ansichten.[2]) *Abbt* schreibt an ihn: »In den Theorien der Staaten leben und weben Sie«, und nennt ihn seinen Montesquieu.[3]) Mit Recht betont Abbt die geistige Verwandtschaft beider Politiker.[4]) Beide stehen namentlich unter dem Einfluß des zeitgenössischen Englands. 1763 hielt sich Möser acht Monate in London auf. »Denselben befruchtenden Einfluß, welchen die Anschauung der englischen Zustände und Einrichtungen in Staat und Literatur damals notorisch auf so manchen bedeutenden festländischen Kopf geübt haben, übten sie im entsprechenden Verhältnis auch auf Möser aus.«[5]) Der Aufenthalt in England bestärkte ihn in seinem aus den vaterländischen Verhältnissen erarbeiteten politischen Anschauungen. Basierte doch England mit seinen großartigen Schöpfungen im wesentlichen auf denselben geschichtlichen Mächten wie Osnabrück.

---

[1]) *Dilthey*, »Das 18. Jahrh. u. die gesch. Welt«.

[2]) Vergl. *Biedermann*, »Deutschland im 18. Jahrh.« II, 2. S. 231.

[3]) *Abbts* Werke. VI, 23.

[4]) Vergl. *Lamprecht*, »Deutsche Geschichte«. VIII, 490.

[5]) *Wegele*, »Allg. deutsche Biogr.«

b) Mösers Ansichten über

α) Wesen, Entstehung, Grundlage und Gliederung des Staates.

Von den gegebenen Verhältnissen ausgehend findet Möser rückwärts schreitend Absicht, Entwicklung, Machtvollkommenheit und die wahren Bürger des Staates. Die Aufklärung sah in dem Staate ein freies Erzeugnis des Verstandes und Interesses, Möser aber ist er ein Produkt der Not und der geschichtlichen, organischen Entwicklung. Er behandelt Menschen und Staat historisch. Keine Erscheinung ist ihm zu nichtig, er findet ihre Beziehung zu einem großen Zusammenhange. Jedes Verhältnis, das auf Natur und Altertum gegründet ist, erscheint ihm ehrwürdig und in seiner Sonderheit berechtigt. Revolutionäre, »heroische«, gewaltsame Reformversuche widersprechen seiner Ansicht von der geschichtlichen Kontinuität: Evolution, aber nicht Revolution (V, 204; Gem. 34).

Der Anfang des Staates liegt zwar auch ihm in einem Gesellschaftsvertrage, aber nicht in einem freiwilligen, sondern durch gleiche Bedrängnis einzelner gebotenen, und nicht die freien und gleichen Menschen Rousseaus sind ihm die Kontrahenten, sondern Glieder, die bereits unter die Verhältnisse des gleichen Besitzes und der gleichen Arbeit gestellt sind. Gern vergleicht er den Staat mit einem Deichverbande (V, 197) und oft mit einer Aktiengesellschaft. Die ursprünglichen Aktionäre, die »wahren Bestandteile der Nation« (VI, IX), seien die Grundbesitzer, die Landeigentümer. Erst die veränderten Verhältnisse hätten die Notwendigkeit mit sich gebracht, auch die Inhaber von beweglichem Vermögen, von Geldaktien, als Bürger anzuerkennen. Möser ist als Volkswirtschaftler im wesentlichen Anhänger des physiokratischen Systems, das in den Erzeugnissen des Bodens und dem landwirtschaftlichen Reingewinn die wichtigste Quelle des Volks-

wohlstandes sieht. Die Landaktie bleibt ihm die wertvollere, weil sie dem Staate nicht verloren gehen könne (III, 291).

Die Aufklärung gründete den Staat auf das allgemeine Menschenrecht, das Naturrecht, sie suchte alle Unterschiede zu nivellieren, sie sah im Staate nichts als eine »sozialpsychisch folgenlose Summe von Einzelpersonen«.[1]) Dem gegenüber erklärt Möser: »Nicht das Naturrecht, das willkürlich und gewaltsam alle ursprünglichen Verträge, Verpflichtungen und Privilegien beseitigen will, kann die Grundlage eines Staates sein, sondern allein das formale Recht« (IV, 110). Er will den Bürger nicht mit dem Menschen verwechselt sehen. Die Aktionäre allein hätten alle Verpflichtungen zu leisten, darum gebührten ihnen auch alle staatlichen Rechte. Der Besitzlose sei auch der Rechtlose, er vermöge dem Staate keine Gewähr zu bieten. Zu Zeiten der Not entweiche der Heuermann mit »seiner Kuh am Stricke und dem Spinnrad in der Hand« und überlasse dem Landeigentümer sämtliche Kosten und Lasten (III, 271). Die Geltung des verfassungsmäßigen Rechts vertritt Möser bis zu den härtesten Konsequenzen: »Der größte Fehler, äußert er sich, aber ist . . ., daß man Weisheit für Recht erkannt hat« (VI, 100). »Hofgesessenen und Heuerleuten ist man keineswegs einerlei Rechte und einerlei Form schuldig. . . . Mit welchem Schein der Billigkeit mögen denn die Unangesessenen in einem Staate fordern, daß die große Fontäne der Gerechtigkeit für sie ebenso springen solle wie für den hofgesessenen Mann?« (II, 13; IV, 114). Selbst die Leibeigenschaft findet er als geschichtliche, vertragsmäßige Bildung prinzipiell berechtigt und mit den Einrichtungen und Vorzügen des Staates so eng verwachsen, daß sie nicht durch gewaltsame Antriebe von unten oder oben aufgehoben werden dürfe (IV, 302; IX, 167—170). Daher eifert er gegen die »neumodische Philosophie« und

[1]) *Lamprecht*, »Deutsche Geschichte«. VII, 133.

die christliche Religion, die nach seiner Meinung der politischen Gleichmacherei Vorschub leisten. Es sei in der Tat lächerlich, wenn man von dem physikalischen Umstande aus, daß alle Menschen auf einerlei Weise zur Welt kämen oder einerlei Blut in ihren Adern hätten, gegen jene politische Wehrung (Wertung) Schlüsse mache (V, 131). Nur den Theologen stehe es zu, ein Reich Gottes ohne Aktien zu gründen und die Menschen unter der Rubrik von armen Sündern auszugleichen (III, 75; V, 191).

Es sei vielmehr die erste und die feinste Regel der Staatsklugheit, unterschiedene Klassen von Menschen zu haben, die glücklichste Verfassung gehe vom Throne in sanften Stufen herunter (I, 115; IV, 257). Das rechte Verhältnis der Stände sieht Möser in den Proportionen einer Pyramide, die alsdann schön sei, wenn sie unten auf einem guten Grunde ruhe und nach der Spitze zu immer dergestalt abnehme, daß das Unterste das Oberste völlig, aber auch mit der mindesten Beschwerde trage (II, 250).

β) Machtbereich, Arbeitsgesetze und Zwischengewalten des Staates.

Die Entstehungsursache beschreibt Möser die Aufgabe des Staates: Schutz seiner Bürger. Die Sicherheit ist also Möser wie Spinoza die Tugend des Staates. Er ist ein abgesagter Feind aller Zentralisation und Bureaukratie, die alles schematisch von oben herab kommandieren und dekretieren wollen und keine lebendige Strebe- und Zugkraft im Volke entstehen lassen. Die Bevormundung des einzelnen im absoluten Polizeistaate führe zum Despotismus, der nur Herren und Diener kenne.

Um Freiheit und Eigentum seiner Bürger zu schonen, müsse der Staat nach dem Gesetze der »mindesten Aufopferung« arbeiten (V, 204; IX, 137). Ein Staat, worin ein jeder der vollkommensten Freiheit genieße und das allgemeine Beste zugleich im höchsten Grade erhalten

werde, sei unstreitig besser, glücklicher und prächtiger als ein anderer, worin das letzte mit einer größern Aufopferung der Freiheit aufs teuerste erkauft werden müsse (II, 25). Der Bürger dagegen sei verpflichtet, seine Aktie »zu getreuer Hand zu halten.« Entwerte er sie, so schließe man ihn durch ihre Entziehung aus der reihepflichtigen Gesellschaft aus (III, 316).

Beide Arbeitsgesetze lassen sich nach Mösers Ansicht am besten dadurch erfüllen, daß sich zwischen die Regierung und den einzelnen Bürger Zwischengewalten in Form von Familie, Gemeinde und Zunft stellen. Sie als selbstherrliche Gruppen verbürgen die Organisation des Volkes von innen und unten her. Darum seien ihnen ihre politischen Rechte und Vorrechte zu erhalten.

So geht Möser über die politischen Anschauungen seiner Zeit hinweg. Im Anschluß an die geschichtliche Vergangenheit erweitert er das mittelalterliche Staatsideal und leitet hinüber zum Konstitutionalismus.[1])

B. Mösers sozialpädagogische Ansichten im Gegensatz zur Aufklärung.

a) Mösers Sozialismus im Gegensatz zum Individualismus und gesellschaftlichen Atomismus der Aufklärung.

α) Notwendigkeit des sozialpädagogischen Zieles.

Die Weltanschauung der Aufklärung war der Individualismus. Der Mensch fühlte sich als selbständiges Einzelwesen, höchstens noch in Wechselbeziehung mit andern einzelnen in den Verhältnissen der Freundschaft, der Geselligkeit und der Liebe. Leibniz hatte in der absoluten Einfachheit und Abgeschlossenheit der geistigen Substanz stark den Begriff des Individuums betont. Mit der Konzentration der Individuen in sich verband sich naturgemäß eine Absonderung vom Ganzen, eine Sprödig-

[1]) Vergl. *Lamprecht*, »Deutsche Geschichte«. Ergzbd. II, 2. S. 67.

keit gegen die Verhältnisse und Interessen der Umwelt. In Deutschland blieb im Gegensatz zu England und Frankreich die Aufklärung auf das geistige und sittliche Gebiet beschränkt, sie bildete keine ihr adäquate Staatsform. Trotz der Kümmerlichkeit, Enge und Gedrücktheit der politischen Verhältnisse fühlte man sich nach den Stürmen des großen Krieges wohl unter der Herrschaft patriarchalischer Regenten. Der wohlwollende Despotismus sah in dem Bürger nur das Objekt der Beglückung, nicht einen wirkenden Faktor. Der Staat kannte nur die Individuen als Atome, als Einzelwesen, die beglückt werden sollen, und über ihnen den Fürsten als beglückende Autorität, nicht aber diese Individuen in ihrer machtvollen Durchdringung und gleichsam Verfilzung zu gewaltigen, sozialen Organisationen und über diesen eine letzte politische, organische Zusammenfassung, einen Staat, der getragen ist von dem wohlgegliederten Kraftbewußtsein und dem Gesellschaftswillen aller.«[1]) Rousseau galt der bürgerliche Mensch nur als Bruch, dessen Wert vom Nenner abhänge, der Naturmensch dagegen als eine numerische Einheit, ein absolutes Ganzes, das sich nur auf sich selbst und seinesgleichen beziehe.

Da sich die Aufklärung die Gesellschaft atomistisch dachte, war ihre Ethik egoistische Wohlfahrtsmoral. Die Ausbildung des Individuums für sich, die Leitung zu persönlichem Glück oder persönlicher Vollkommenheit war das Ziel, das sie auch der Pädagogik stellte. So blieb auch für den Philanthropinismus der Individualismus das leitende Prinzip. *Schlözer* behauptet in der Vorrede seiner Übersetzung von La Chalotais' Werk, daß Basedow Emile gebildet habe, die nicht bloß wie der Rousseausche sonderbare und widernatürliche, sondern sogar für die menschliche Gesellschaft gefährliche Geschöpfe seien. Schlözer übertreibt damit. Etliche Philanthropen machten

[1]) *Lamprecht*, »Deutsche Geschichte«. Ergzbd. II, 2, S. 60. Vergl. *Hettner*, »Geschichte d. deutschen Lit.« usw. III, 2, S. 157.

immerhin den Versuch, auch dem sozialen Prinzip gerecht zu werden, indem sie zur »Gemeinnützigkeit« erziehen wollten.

Für Möser hat die allgemeine Idee des Menschen keine Bedeutung. Sein praktischer Blick haftet auf der wirtschaftlichen Stärke der Gesellschaft. Der Mensch ist ihm lediglich ein soziales Wesen, untrennbar von den Verhältnissen und Gemeinschaften, in die ihn Geburt und Beruf zu seinem Wohle gestellt haben. »Der Mensch, erklärt er, ist zur Gesellschaft bestimmt; und es fruchtet wenig, ihn in seinem einzelnen Zustande zu betrachten. Der rohe Einsiedler mag mit der Keule in der Hand und mit einer Löwenhaut bedeckt noch so stark, glücklich und groß sein, so bleibt er doch immer ein armseliges Geschöpf in Vergleichung der großen Gesellschaften, die sich überall wider ihn verbunden haben und ewig wider ihn verbinden werden. . . . Wir sehen täglich, was für große Dinge Innungen, Gesellschaften, Brüderschaften und dergleichen Verbindungen schaffen können. Was kann uns also abhalten, die Menschen mit diesem Faden zu ihrem Besten zu leiten?« (III, 68; IX, 28/29).

Mösers Ideal ist also der mitten im aktuellen Leben stehende und in der Gemeinschaft seine Kraft betätigende Staatsbürger. Ein jeder soll seine ihm angemessene Sphäre erfüllen und also die Vollkommenheit des ganzen Systems nach seinem Maße mit befördern (IX, 30), sogar jedes Kind sei ein Schuldner des Staates (I, 410). Das commune bonum ist Möser summa lex, er sozialisiert den Utilitarismus der Aufklärung. »Alles, betont er, was das Direktorium der Compagnie nach dem Gesetz der mindesten Aufopferung fordert, hat vor allem übrigen den Vorzug; hier muß der Altar nachstehen, und die Steine von der Kirche müssen das Loch ausfüllen, wenn das Meer einbricht und Land und Leute nicht anders zu retten sind« (III, 300).

Die Entwicklung des sozialen Organismus, die Einreihung des Individuums in die soziale Gemeinschaft zur

Förderung des Gemeinwohles, die Bildung zum Staatsbürger ist darum das Ziel, das die Politik Mösers der Erziehung stellt: »Der Zweck der Obrigkeit war, einen jeden Menschen auf die schicklichste Art zu nötigen, sich in die gesellschaftliche Rolle zu begeben und so auch das Seinige zum allgemeinen Besten beizutragen« (V, 209). »Keine Nation kann einen Anspruch auf Kunst machen, welche ihre Kinder der Natur überläßt und sich nicht sorgfältig bemüht, den jungen Seelen diejenige Bildung zu geben, welche das höchste allgemeine Beste erfordert. Je mehr Fertigkeiten, Empfindungen und Gedanken zu diesem großen Endzwecke angezogen und befestigt werden, desto vollkommener ist sie; und je sorgfältiger die Mittel in dieser Absicht gewählt, je mühsamer solche erreicht und je feiner dieselben verknüpft werden, desto mehr gehören sie in das Gebiet der Kunst« (V, 122; VI, 311).

Inwieweit die Erziehung Staatskunst sein muß, inwieweit sie den Absichten und Direktiven der Politik unterworfen ist, läßt Möser erkennen, indem er auf den Unterschied der »gemeinen Erziehung« und der »Erziehung im Gefolge« (IV, 19) bei den verschiedenen altdeutschen Stämmen verweist[1]) und ihn als Folgerung der Verschiedenheit der staatlichen Verfassungen erklärt; indem er von den Lehrern der Kolonie Virginien fordert: »So muß ein Lehrer bei uns demokratisch lehren, wenn er von der Vortrefflichkeit der Monarchie auch noch so sehr überzeugt wäre und soll sogleich sein Lehramt niederlegen, sobald er seinem ersten Bekenntnisse nicht länger treu bleiben kann;« und indem er von der griechischen Staatserziehung berichtet: »Mit leichter Mühe gerieten die Griechen auf den Schluß, daß man die jungen Menschen wie die jungen Tiere abrichten müsse; und die Abrichtung ihrer Kinder war ihre erste Sorge. Die gemeinen Bedürfnisse bestimmten die Art derselben; und alle ihre

[1]) *Wegele*, »Historiographie« S. 907, hält diese Unterscheidung nicht für berechtigt.

Kinder würden, wie die Hänflinge ein Lied gepfiffen oder wie die Hunde den Ball geholt haben, wenn das gemeine Wohl dieses erfordert hätte. Aber sie wollten und bildeten Krieger, tapfere und dauerhafte Seelen wie Harrisons Uhren, womit man die Welt umfahren kann, ohne daß sie einen Augenblick fehlen, und Bürger, die ihr Vaterland über alles liebten. Nach unsrer jetzigen Verfassung brauchen wir dergleichen Kriegerseelen nicht. Wir wollen jetzt lauter geschickte, arbeitsame und mäßige Leute, die viel gewinnen und wenig verzehren müssen. Diese suchen wir zu erzielen« (III, 69).

β) Die Erhaltung und Förderung des Gemeinwohles durch die Erziehung.

Durch die letzten Worte deutet Möser an, worin ihm das gemeine Beste besteht. Bestimmter bezeichnet er seine Ansicht, indem er sagt: »Gesundheit, Fleiß und Redlichkeit machen das größte Kapital des menschlichen Geschlechts aus« (II, 136). Daraus ergibt sich ihm die Forderung der Erziehung des zukünftigen Staatsbürgers zur körperlichen, wirtschaftlichen-beruflichen und moralischen-religiösen Tüchtigkeit.

1. Die Schädigung des Gemeinwohles durch wirtschaftlichen und geistigen Luxus.

Mösers Auffassung ist vollkommen utilitaristisch. Daher erscheint ihm der Luxus im allgemeinen als eine Schädigung des gemeinen Besten. Er mahnt, man solle das gemeine Beste nicht für einen englischen Garten halten, wo man alles finde, was man nicht suche, und von dem, was man suche, nichts finde (II, 330; II, 289). Viel Putz, überflüssiger Schmuck, bedeutet eine Mutter ihrem Kinde, sei immer ein Zeichen, daß irgendwo etwas fehle, es sei nun im Kopfe oder im Zeuge (IV, 89). Der Luxus ist Möser also doppelter, nämlich wirtschaftlicher und geistiger Art.

Es war eine Lieblingsidee des 18. Jahrhunderts, daß der Luxus Wohlstand und Kultur fördere, »Geld unter die Leute bringe,« und den Erfindungsgeist ansporne (III, 6). Möser verwirft den wirtschaftlichen Luxus nicht ganz, er erkennt seine relative Berechtigung an. Besonders billigt er eine gewisse Verschwendung, sobald sie sich auf einheimische Produkte erstreckt, er sieht in dem größeren Verbrauch inländischer Waren einen Gewinn für den Staat. Er selbst genießt, wie er sagt, was er vertragen und bezahlen könne, dies sei sein Maß und das eines jeden redlichen Mannes. Scharf verurteilt er aber den Luxus, sobald dadurch der staatliche oder private Haushalt geschädigt und das Ausland bereichert wird. Unerbittlich ist sein Haß gegen die Krämer (I, 152; I, 253; I, 300; I, 411; III, I—XIII).

Gar nicht am Platze scheint ihm der Luxus in der Erziehung der Kinder zu sein; Kinder sollen vielmehr zur Einfachheit und Sparsamkeit gewöhnt werden. Eine Mutter beklagt sich darüber, daß sie trotz aller Genauigkeit kaum soviel anzuschaffen vermöge, als die heutige Welt aufs mindeste bei Kindern erfordere. Sie fragt: »Würde nicht Ökonomie mit dem Vergnügen der Kinder ihnen bei ihrem Eintritt in die junge Welt tausend kleine Zieraten in so viel reizende Neuigkeiten verwandeln, wenn solche nicht in ihren dummen Jahren bei ihnen schon veraltet wären?« und wünscht, daß ein Landesgesetz den Müttern aller Stände verbiete, ihren Töchtern vor dem 15. Jahre Silber oder Gold, Spitzen oder Blonden, Seiden oder Agrements zu geben, und verweist auf das Beispiel der Italiener, die ihre Töchter in der Kindheit ein Ordenshabit tragen ließen, und auf die feine Klugheit der Römer, die für die Jugend eine besondere Kleidung vorgeschrieben hätten (I, 112).

Ganz entsprechend beurteilt Möser den geistigen Luxus, die Schöngeisterei. Attribut und höchstes Gut des Menschen war für die Zeit Mösers die Gabe der Vernunft, Ziel der Erziehung darum die Aufklärung des

Intellekts. Sie galt als Universalmittel zu Tugend und Glückseligkeit. *Iselin* schrieb in den »Ephemeriden der Menschheit«: »Wer weiß, ob nicht das Gute, welches nun der Sohn eines Handwerkers oder eines Bauern in dem Philanthropin zu Dessau oder in der unbekanntesten Schule von Deutschland lernt, in zehn oder zwanzig Jahren ein glückliches Mittel wird, die Einwohner von Otaheiti oder von Neuseeland zu erleuchten und gesittet zu machen. Wer weiß nicht, ob dasjenige, was nun in irgend einem Winkel von Italien oder von Griechenland an der Aufklärung eines geringen Menschen versäumt wird, den Grund zum Unglück vieler Völker abgeben werde?«

Möser erklärt dagegen: »Die Wissenschaften gehören zum Üppigen der Seele, und in Haushaltungen oder Staaten, wo man noch mit dem Notwendigen genug zu tun hat, muß man die Kräfte der Seele besser nützen« (I, 127). An Friedrich d. Gr. rühmt er: »Er aber, ungeachtet er früh die Musen liebte und von ihnen wieder geliebt wurde, hat sich als ein weiser Hausvater lange bei dem Notwendigen und Nützlichen verweilet und den Putz nicht eher seiner Aufmerksamkeit wertgeschätzt, als es die natürliche Ordnung erforderte« (IX, 137). An den vornehmen Städtern will Möser allenfalls diesen Schmuck dulden, denn sie seien nicht die Träger des Staates, von den schönsten Blumen, die man doch nicht ganz ausrotten dürfe, fordere man keine Früchte zur allgemeinen Erhaltung. Abzuwehren aber sei die Aufklärungssucht, wenn sie die Masse des Volkes zu ergreifen drohe, denn diese sei, dem verfeinerten Teil der Menschen an Höfen und in Städten, dem Blumenbeet, gegenüber das Kornfeld des Staates, und sorgfältig müsse man darauf achten, daß die Blumen nicht zu viel Platz einnehmen, daß sie wohl gar die Kartoffeln verdrängten und das Korn erstickten (IV, 43).

Wie viele konservative Männer seiner Zeit[1]) fürchtet Möser von der unzeitigen Aufklärung, daß sie Zeit und

[1]) Die Berliner Akademie stellte darüber ein Preisaufgabe.

Lust zu wirtschaftlicher Tätigkeit raube, dem gemeinen Besten hunderttausend Hände stehle (I, 90), die niederen Klassen leicht aus ihrem Stande herausziehe und Religion und Moral schwäche (X, 253). Er tadelt Thomasius, der seine Zeit unvorsichtig zum Räsonieren geführt habe (VI, XXII). Der Rezensent der »Patriotischen Phantasien« schreibt: »Diese Abneigung gegen zu viele Aufklärung erstreckt sich bei dem Verfasser auf sein ganzes System von Erziehung und Bildung der Menschen.«[1]) Ein Witwer urteilt in seinen Erfahrungen, die er auf der Brautschau über die »schöne Erziehung« gemacht hat: »Die ganze sogenannte schöne Erziehung ist höchstens die Frisur der gesunden Vernunft, und es ist eine lächerliche Torheit, ehender an die Frisur als an das Linnen zum Hemde zu gedenken. Wenn der Luxus den Überfluß zum Grunde hat, so ist er anständig, und er kann auch dem Staate nützlich sein. Allein da, wo er auf Kosten des Notwendigen gesucht wird, wo die Seele noch Mangel an den notdürftigsten Wahrheiten leidet und sich dennoch mit einem ohnmächtigen Schwunge zur Tafel der höheren Weisheit erheben will, wo unsere Töchter französisch und englisch plaudern sollen, ohne die geringste Theorie oder Praxis von der Haushaltung zu haben: da ist dieser Luxus der Seelen nichts als ein prächtiges Elend, und die Folge davon ist für die Seele ebenso erschrecklich als die übermäßige Wollust für den Körper ist. Sie verzärtelt, schwächt und verwöhnt den Geist von den alten herrlichen Tugenden, womit unsre Mütter wie in einer samtnen Mütze einhergingen; sie bringt der Empfindung einen Ekel gegen die alltäglichen häuslichen Pflichten bei, ... und das menschliche Herz hat sich bei allen guten Büchern eher verschlimmert als verbessert« (I, 210—212; IX, 105).[2])

[1]) »Allg. deutsche Bibl.« 33. Bd., 1. Stck., 1778.

[2]) Vergl. die Kapitel über das gelehrte Proletariat, die Erziehung des Adels, des Landmannes, der Mädchen, die Bildung zur Aktualität und Moralität.

2. Die Erziehung zu körperlicher Tüchtigkeit.

»Eine gesunde Seele in einem gesunden Körper«, das ist eine allgemeine pädagogische Forderung des 18. Jahrhunderts. Man sah eben nach diesem Lockeschen Grundsatze in dem gesunden Körper die erste Bedingung des geistigen Wohlbefindens. Möser mißt der physischen Gesundheit und Kraft Eigenwert zu, ihm liegt darin ein Volkskapital, das die wirtschaftliche Wohlfahrt verbürgt. Als Volkswirtschaftler bedauert er es, daß der Gelehrte und der Handwerker sich krumm und lahm sitzen, daß der Adel durch seine Völlerei sich schädigt, und daß Mädchen und Frauen durch unnatürliche Kleidung und Bälle sich unfähig zur Erfüllung ihrer Mutterpflichten machen, während doch die neueste Mode in der edelsten Ausbildung des Körpers bestehen sollte (I, 91). Gern hört er dagegen die Bemerkung des reisenden Franzosen: »Ist das bei Euch in Westfalen eine Wust von runden, ehrlichen Leuten, die man ohne Schaden nach dem Gewicht verkaufen könnte. Man erstickt bei dieser vielen Gesundheit« (II, 218). Mit Stolz spricht Möser von der körperlichen Tüchtigkeit der altgermanischen Jugend: »Wie mußten die Sehnen und Muskeln dieser Kerle von Kindesbeinen an gewöhnt und gestärkt sein« (IV, 15), um in raschem Anlauf und mit kühnem Sprunge erfolgreich auf den Feind sich stürzen zu können. Er verweist auf die Erziehungsweise des englischen Adels: »Ein englischer Lord schickt seinen Sohn bis ins 20. Jahr ins Kollegium, wo er mit abgeschnittenen Haaren, ungepudert und ungeschoren, in einem schlechten Kleide bei Hammelfleisch und Erdäpfeln groß gemacht wird« (I, 212).

Hierbei macht Möser, wie auch bei der Nationalerziehung der alten Deutschen, die Bemerkung, daß nur die Fleischnahrung dem Körper Elastizität und Ausdauer verleihe. Dagegen schreibt die launige Kammerjungfer dem schädlichen und schleichenden Gifte des Kaffees

Blähungen, Koliken, Herzklopfen und Schwindel, Hypochondrie und Magenkrämpfe und sogar den abscheulichen Mangel an Freiern zu (I, 199). Den Grund der Abnahme der körperlichen Tüchtigkeit findet Möser in dem zu geringen Maße körperlicher Bewegung, darin, daß wir unser Brot nicht im Schweiße unseres Angesichts erwerben. Er stützt seine Annahme durch eine eigenartige Anschauung über den Stoffwechsel: »Die Einrichtung unsers Körpers beweist, daß der Geist aller Nahrung in die Höhe und die Hefen nach unten gehen sollen; es ist offenbar, daß der Nahrungsgeist im Steigen immer mehr und mehr geläutert und bloß das Lauterste oder das rectificatissimum dem Gehirn zu statten kommen soll. Diese stufenweise Läuterung erfolgt aber bloß durch eine angemessene körperliche Arbeit« (III, 131).

Darum empfiehlt Möser jedem, besonders aber dem zukünftigen Gelehrten die Erlernung eines Handwerks. Das Spinnen sei eine Arbeit, die der Mensch ohne Nachteil für seine Gesundheit bis in das höchste Alter ausüben könne (I, 131). Das Reiten sei selbst für Frauen nicht unschicklich und ein nützliches Vergnügen, das den Körper stärke und den Mut unterhalte (I, 93). Mit Nachdruck fordert er für Knaben und Mädchen einen regelrechten Schwimmunterricht: »Mit Recht untersagt man den Kindern das Baden in Flüssen und andern Gewässern, weil die Gefahr dabei zu groß ist. Aber man sollte die Gefahr davon nehmen und dann immerhin baden lassen. Man sollte einen eigenen Schwimmermeister dazu halten, unter dessen Aufsicht die Jugend das Schwimmen lernte und täglich baden müßte« (III, 140). Später ändert Möser allerdings seine Ansicht über die Wirkung der kalten Bäder. *Kleuker* erzählt in dem Bericht über Mösers Tod, daß Möser seine Krankheit dem ehemaligen Gebrauch von kalten Bädern zugeschrieben und manchen davor sehr freundlich gewarnt habe, indem er erklärt habe, daß hierdurch die äußeren Teile seines Körpers in eben dem Maße gestärkt als die inneren

schlaff geworden seien.[1]) In einem Briefe an Nikolai (X, 189) nennt Möser die kalten Bäder eine »heroische Kurart«, eine »Anglomanie«, die wir »deutschen Kartoffelfresser« meiden müßten, da selbst dem fleischfressenden und mit starken Getränken genährten Engländer, der sich alle Morgen den Kopf bade, der kleinste Schnupfen auf der Brust haften bleibe, weil er nicht über den Kopf zur Nase kommen könne, da die Haut auf dem Kopfe durch das kalte Wasser zu sehr abgehärtet sei.

Anläßlich seiner Krankheitsanfälle äußert Möser sein unerschütterliches Vertrauen auf die vollkommene Wirksamkeit der Natur. Er sieht in den Krankheiten nur wohltätige Selbstäußerungen und -reinigungen des Organismus, die durchaus nicht durch Arzeneien beeinträchtigt werden dürften (X, 84, 193, 196). *Rousseaus* Emile und Sophie scheinen ihm von »guter Art« zu sein (X, 222), er fordert mit Rousseau Rückkehr zur Natur und zur Einfachheit, Beschränkung unsrer Ansprüche in Nahrung, Kleidung und Wohnung (III, 139). Aber ironisch wendet er sich gegen Rousseaus Übertreibungen in dem Aufsatze: »Wie ein Vater seinen Sohn auf eine neue Weise erzog« (III, 240), worin erzählt wird, daß ein Vater seinen Sohn mit bloßen Füßen auf den Steinen und ohne Hut im Regen zu gehen gewöhnt habe, gleichwie Emile ebenso auf den Eisfeldern Islands wie auf dem glühenden Felsen von Malta leben können sollte.

3. Die Erziehung zur beruflichen-wirtschaftlichen Tüchtigkeit.

Körperliche Tüchtigkeit bedeutet Kraft zu produktiver Arbeit und bietet Gewähr für wirtschaftlichen Wohlstand, wenn mit ihr Fleiß und Geschicklichkeit sich verbinden. »Einer fleißigen Hand ist nichts unmöglich« (I, 103). Die Gewöhnung zur Arbeit ist für Möser darum ein wichtiges Problem der Erziehung. Ausdauer in der Arbeit übertrifft nach seiner Erfahrung in ihrem praktischen Erfolge weit glückliche Begabung. In der Welt werde

[1]) »Berl. Monatsschr.« 1794.

unendlich mehr durch Dauer, Fleiß und Arbeit als durch das sogenannte Genie gewirket; wie weit habe mancher eiserne Kopf, der in der Jugend wenig versprochen habe, den lebhaften, witzigen und geistvollen Knaben, von den man alles gehofft habe, hinter sich zurückgelassen (III, 126/127).

Darum eifert Möser gegen die Sucht, alles spielend erlernen zu lassen, den Kindern alles süß und leicht zu machen, mit ihnen den Kreis aller Wissenschaften oder die so beliebt gewordenen Encyklopädien so früh und so kühn zu durchfliegen, von allen Dingen witzig zu sprechen und kein einziges aus dem Grunde zu verstehen (III, 133). Die philanthropinistische, spielende und encyklopädistische Methode ist ihm zweckwidrig, sie zersplittere die Kräfte und bereite nicht für den Ernst des Lebens vor. Er redet von ihr als einer großen Theorie, als dem Tone der Zeit, welchen jeder große Herr, jede zärtliche Mutter führe, und wonach der Lehrer sich entweder einen groben Pedanten schimpfen lassen oder mit dem Kinde säuberlich verfahren müsse (III, 133). »Was kommt, fragt er, bei diesem unserm spielenden Lernen heraus?« und antwortet: »Süßes Gewäsche, leichte Phantasien und ein leerer Dunst. Der Geist bleibt schwach, der Kopf hat weder Macht noch Dauer, und alles sieht so hungrig aus wie die heiße Liebe eines verlebten Greises. Der junge Mensch, der sich nun als ein großer Mann zeigen soll, gleicht einem Kaufmann, welcher eine Handlung durch die ganze Welt anfangen will, ohne irgend ein Kapital oder auch nur einmal einen mäßigen Vorrat von Produkten zu haben. Ganz anders verhält es sich mit dem Knaben, der, soviel es ohne Nachteil seiner Leibes- und Seelenkräfte geschehen können, von Jugend auf zu einem eisernen Fleiße und zur Einsammlung nützlicher Wahrheiten angestrenget worden« (III, 133; II, 351). Ähnlich äußert der Vater eines Schneiderlehrlings sein Bedenken gegen den spielenden Unterricht: »Ich wollte wissen, wie die so leicht ausgelernten Gesellen, wenn sie dereinst

Meister werden, sich an ihren Schreibtischen gebärden werden, wenn sie alles so leicht und spielend lernen. Ob sie, wenn ihre Jugend in einer beständigen Abwechselung von Angenehmem und Nützlichem verflossen, wenn sie mit Hilfe einer lebhaften Einbildungskraft alles, was ihnen vorgetragen worden, schnell gefaßt und früh beurteilet, und wenn sie hierzu durch alle nur mögliche Aufmunterung gereizt worden, ebenso anhaltend in schweren und langweiligen Arbeiten, ebenso dauerhaft in verdrießlichen und unbewunderten oder unbelohnten Geschäften und ebenso geschickt zur Anstrengung ihrer Seelenkräfte sein werden als diejenigen, welche in ihrer Jugend an Seele und Leib sind geplaget worden« (III, 138)?

Zur Arbeit kann man nach Mösers Ansicht nur durch die Arbeit erziehen, und dazu dürfe die Erziehung wohl sklavisch sein: »Fleiß und Geschicklichkeit müssen dem Menschen von den ersten Jahren an angewöhnt und zum unumgänglichen Bedürfnis gemacht werden« (II, 133). »Und wenn das Kind auch hundertmal weint und mit Strafen zum Lernen und zu Fertigkeiten gezwungen werden muß, so sind dieses wohltätige Strafen, und die Tränen wird es seinen Lehrern einst danken« (III, 134). Der arbeitsame Alte wundert sich über die Gelassenheit der jungen Herren, die aller Minuten auf ihre goldne Uhr sehen, ohne einmal die Farbe dabei zu ändern (Gem. 48). In dem »Vorschlag zur Veredlung der verlorengehenden Zeit« (II, 236) tadelt es Möser, daß die Kinder, während der Schulhalter zum Torfstechen nach Holland gehe, hinter den Kühen müßig lägen anstatt zu stricken, und lobt eine Familie, worin der Vater seinen Kindern allen Flachs schenkte, den sie verspinnen konnten, wogegen sie sich aber in ihrer Kleidung selbst unterhalten mußten, und wo der Eifer der Kinder soweit ging, daß der Vater ihnen die Räder verschließen mußte, weil sie um zwei des Morgens schon dahintersaßen, und der Sohn, der nachmals ein würdiger Prediger ward, sich ebenso früh mit seiner Grammatik an das Rad setzte. Für die Land-

bevölkerung hält Möser das Spinnen für die geeignetste und nützlichste Nebenbeschäftigung. Der Stuhl beim Rade sei gleichsam die Ruhestätte von andrer Arbeit, mit den Linnen müßten die Ausgaben des Landes bestritten werden; und das glücklichste sei, daß das Geld dafür in die kleinsten Adern des Staates zurückflösse und nicht bloß einige Glieder belebe (VI, 87). Die Versorgung mit Arbeit müsse die erste Maßregel der Armenpflege sein. Dazu fordert Möser die Einrichtung von Arbeiterkolonien (I, 158, 163).

In der Arbeit sieht Möser das wirksamste Gegenmittel gegen Luxus, Müßiggang und Vergnügen. Ein junger, in seinem Haushalte glücklicher Ehemann schreibt an seinen Herrn Schwiegervater: »Die Arbeit, dieser Fluch, womit Gott das menschliche Geschlecht segnete, gibt uns wahres und dauerhaftes Vergnügen... Die Quelle alles wahren Vergnügens ist die Arbeit« (I, 94).

Aber Möser verkennt keineswegs den Anreiz, den das Vergnügen der Schaffensfreudigkeit zu geben vermag. Er fordert den belebenden Wechsel von Arbeit und Freude als für den Menschen unentbehrlich: »Ich zweifle, schreibt er, ob das Vergnügen nicht überhaupt mit zu den Bedürfnissen der menschlichen Natur gerechnet werden muß, und folglich, da der Mensch sich nicht gut ohne Belohnung, die den ganzen Begriff des Vergnügens umfasset, regieren läßt, so muß man ihm letzteres nur so unschädlich als möglich zu machen suchen« (V, 54; IX, 102). Die Freude sei das Salz, was dem geplagten Menschen Reiz und Dauer zur Arbeit gebe. Der niedergeschlagene Mensch schaffe mit seinem Handeln das nicht, was der lustige vollbringe. Beschränke der »nie schlafende Fiskus« die Vergnügen zu sehr, so sähen die Untertanen den Gesetzgeber wie einen grämlichen Vater an, sie versammelten sich in Winkeln und täten mehr Böses, als sie bei mehrerer Freiheit getan haben würden (IV, 35). Als Sporn zur Arbeitsamkeit will Möser auch die Aussicht auf Erwerb, auf guten Verdienst wirken lassen.

Man unternehme nichts auf die Dauer, wovon man keinen Vorteil habe. Darum wünscht er z. B., daß der Sterbefall, wonach das Eigentum eines Leibeigenen bei seinem Tode dem Herrn zufiel, aufgehoben werde, um dem Hörigen die Hoffnung zu eröffnen, daß die erworbenen Güter bei seinem Tode seiner Familie erhalten blieben (I, 176; II, 7; V, 207).

4. Die Erziehung zu moralischer und religiöser Tüchtigkeit.

Das Gemeinschaftsleben bedarf nach Mösers Ansicht außer der körperlichen und wirtschaftlichen Tüchtigkeit seiner Glieder vor allem der Moralität. Ihre Sicherung liegt ihm in der Erhaltung und Förderung der Religion. Die egoistische Wohlfahrtsmoral der Aufklärung machte die Religion als Gegenstand der Einsicht zur Privatsache, wenn auch einige Pädagogen, wie Basedow, dem Staate das Recht zusprechen, Unterweisung in einer geoffenbarten Religion zu verlangen. Möser aber erkennt darin eine der wichtigsten Angelegenheiten der Gesellschaft. Er findet in dem Menschen einen Hang zu religiösen Verbindungen, die Religion ist ihm also staatbildend und -bindend, und verweist auf ihre politische Bedeutung in den Gemeinden der Quäker und Herrnhuter (I, 427; VI, 50). Er behauptet: »Die wahre Ursache des Verfalls unserer Zeit ist, daß die Religion aufhört, Disziplin zu sein« (V, 87). »Ich wollte, zürnt eine resolute Hausfrau, daß die Leute, die Philosophen, wie man sie heißt, die den Leuten so vieles weismachen und eine Herrschaft außer Stand setzen, einen Haushalt in der Furcht Gottes zu führen, zum allgemeinen Besten eingepökelt würden, so hätte man noch etwas davon« (I, 446).

Wegen der politischen Wirkung der Religion habe der Staat an ihrer Art und ihrer Erhaltung alles Interesse. Staatsreligion könne nur ein Bekenntnis sein, dessen Lehre dem Staate Sicherheit gebe und sein Gedeihen fördere, indem es in dem Untertan Redlichkeit, in der Obrigkeit Treue, in dem Landesverteidiger Patriotismus

erzeuge, das in dem einzelnen Trost im Unglück und Mäßigung im Glücke wirke (V, 314). Der Staat dürfe kein Bekenntnis dulden, das seinen Zwecken widerstreite. Möser will die Religion also durch den Staat legitimiert und ihren Unterricht kontrolliert wissen: »Eine kluge Polizei wird allemal dafür sorgen müssen, daß gute, der Verfassung entsprechende Meinungen im Umlaufe bleiben. Sie wird besonders für Schulen und Tempel zu sorgen haben, daß darin keine andren Meinungen gelehrt werden, als welche sie von der Mehrheit zur getreuen Bewahrung empfangen hat« (V, 309).

Als vollkommen staatsfeindlich gilt für Möser wie für Basedow der Atheismus, er isoliere seiner Natur nach und könne niemals ein Band der Menschen abgeben; der Deismus, so lange er ganz rein bleibe und nichts exoterisch versinnliche, sei nur für wenig Eklektiker, die christliche Religion hingegen binde die größte Gesellschaft, wenn sie auch noch so gemischt sei (V, 73, 251, 293). Aber nicht das Vernunftchristentum der Aufklärung, sondern die positive Lehre allein entspreche den Absichten des Staates. Möser bezeichnet das Bekenntnis Rousseaus als eine »ärgerliche Wahrheit«, »ärgerlich«, weil es dem Interesse des Staates zuwiderlaufe (V, 251). Nicht der Verstand des einzelnen dürfe die moralischen Gebote beurteilen, sondern eine zwingende Autorität, die Person Gottes mit dem Recht und der Macht der Strafe müsse als ihre Quelle erscheinen: »Die Nachfolger Christi fanden es für nötig, ihn und seine Lehre von Gott kommen zu lassen« (V, 314). »Alle Gesetzgeber und Stifter großer Staaten, sie mögen nun zu loben oder zu tadeln sein, haben die natürliche Religion für unzulänglich gehalten, eine bürgerliche Gesellschaft einzurichten, zu binden und zu führen; sie haben deswegen zu Göttern und anderen Maschinen oder zu einer positiven Religion ihre Zuflucht nehmen müssen. . . . Eine Religion als allgemeine Lehre, worin Ketten für Bösewichter, allerhand mächtige Triebfedern für Schwache und Feige, Trostgründe

in den grausamsten Martern, Gewichte gegen tyrannische Fürsten und sehr viele andere Dinge liegen müssen, kann keine Religion für Philosophen sein. Der Einsiedler mag wohl mit einer natürlichen Religion auskommen, allein die Vereinigung vieler Menschen zu einem gemeinsamen Stande, zu nahen Äckern und Wohnungen und zu reizenden Versuchungen erfordert ganz neue Triebfedern, Schnellkräfte und Gegengewichte« (V, 225, 231, 232).

Möser fordert für die Jugend und das Volk, das niemals zu einem männlichen Verstande komme (V, 244), sogar die konfessionelle Bestimmtheit der christlichen Religion und verschärft damit seine gegensätzliche Meinung zur Aufklärung, die die Toleranz predigte. *Basedow* hatte in der Einladung zum Examen am Philanthropin erklärt: »Die Sache ist nicht katholisch, lutherisch oder reformiert, aber christlich«, und *Abeken* berichtet, daß auch in Osnabrück, das religiös gemischt war, Toleranz die Losung gewesen sei.[1]) Möser meint: »Wenn die Aufklärung unserer Zeiten es auch nur soweit bringt, daß die Regenten tolerant werden, so mag der Pöbel, und was dazu gehört, immer stößig bleiben« (IV, 181). Der Philosoph habe nicht so unrecht, der behaupte, daß der Pöbel zwei Hörner habe: den Aberglauben und die Intoleranz; nehme man sie ihm, so könne man ihn weder fassen noch anspannen. Der Pfarrer dürfe im Reiche der Gelehrsamkeit weit freier reden als in seinem kleinen Sprengel (III, 4). Der gereifte Mann werde zwar billig über andere Religionen denken, aber für den »Haufen der Kinder« müsse jede Religion in ihrer öffentlichen Lehre alle andern ausschließen, es würde sonst an Enthusiasmus für die eigene fehlen (V, 241; 244). Die Bildung der Sekten beweist Möser, daß sich die Religiosität des Volkes nicht nur in allgemeinen Ideen, sondern in ganz eigenen gottesdienstlichen Formen ausleben wolle (V, 74), daß dem Volke und dem Kinde die Religion mit einem ganz bestimmten

[1]) *Abeken*, »Erinnerungen« usw. S. 9.

Inhalte und in einer ganz bestimmten Fassung zu geben sei. Sie bedürften der formalen religiösen Gewißheiten wie des formalen Rechts, es müßten für sie die Offenbarungen Wahrheiten bleiben, wenn sie auch gleich die letzte Probe nicht aushalten wollten (V, 285), und das Ansehen der symbolischen Bücher sei zu wahren, nicht quia verum, sed quia judicatum (V, 291).

Von den verschiedenen Konfessionen bezeichnet Möser als politischer Geschäftsmann den Protestantismus als das Glück des Staates und begründet seine Behauptung damit, daß Luther durch seine Lehre aus den Mönchen tätige Bürger gemacht und damit dem allgemeinen Besten neue Kräfte gewonnen habe (V, 220), und daß gegenüber dem »teuren« Oberhaupte der katholischen Kirche die evangelische beherrscht werde von der Bibel, einem Fürsten, der ruhig auf dem Throne sitze, nicht den geringsten Aufwand erfordere, sich von jedem Menschen sprechen und keinen ohne Trost von sich lasse (V, 271).

So berührt sich Möser mit seiner Zeit in der utilitaristischen Betrachtung der Religion. Während aber die Aufklärung die Religion als Beglückungsmittel des einzelnen wertete, betont Möser zunächst ihre Notwendigkeit und ihren Nutzen für den Staat. Inwiefern aber auch er der Religion Bedeutung für die Glückseligkeit des einzelnen Menschen, besonders der werktätigen Menge, zuschreibt, wird weiter unten zu zeigen sein.

5. Die Erziehung zu sozialem Interesse und sozialer Mitarbeit durch politische Aufklärung.

Wie skeptisch sich Möser im allgemeinen auch der Aufklärung des Volkes gegenüber äußert, so ist er doch mit seiner Zeit[1]) einig in der Forderung der Belehrung des Volkes über wirtschaftliche, rechtliche und politische Zustände und Gesetze. Nur da seien soziales Interesse und soziale Mitarbeit zu erwarten, wo Verständnis der

[1]) Vergl. *Rühlmann*, »Versuche einer politischen Unterweisung« usw.

politischen und sozialen Fragen vorausgesetzt werden könne. Jeder Landmann werde dadurch das Gefühl seiner Würde und einen hohen Grad von Patriotismus bekommen und zu seinem Amt als Schöffe (Möser empfiehlt nach dem Vorbilde der alten Germanen und der englischen Schwurgerichte die Zuziehung der Laien zur Rechtspflege) befähigt werden.

Das Publikandum, das die Ausgabe der Intelligenzblätter ankündigte, betonte den Vorteil, der dem allgemeinen Besten aus solcher Belehrung erwüchse und nahm sie als Zweck der Wochenschriften auf. »Gleich anfangs, wiederholt Möser (III. 92), wie ich die Feder einige Male in diesen Beiträgen ansetzte, ging meine Absicht dahin, durch den Kanal derselben die Landtagshandlungen und andere öffentliche Staatssachen dem Publikum mitzuteilen.« Goethe bemerkt dazu beifällig: »Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine umsichtige, wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem jeden von der rechten Seite faßlich zu machen.«[1]) Neben dem Wochenblatte wünscht Möser als Mittel der politischen Belehrung eine »Praktika für das Landvolk,« eine kurze Gesetzeskunde, ein Büchlein, das in populärer Weise eine Darstellung der wichtigsten Dorf-, Marken- und Polizeiordnungen, eine Einleitung des allgemeinen Rechts und andere nützliche Dinge enthalten solle. Er schreibt dazu: »Ich habe mich mehrmals darüber gewundert, warum nicht jede Landesobrigkeit für jede Provinz, insofern dieselbe besondere Gewohnheiten und Gesetze hat, einen kurzen und deutlichen Unterricht für das Landvolk schreiben und drucken läßt, worin die ihm vorkommenden Rechtsfälle nach seinen Begriffen erörtert und zugleich gute Räte und Mittel sich zu helfen vorgeschrieben würden. . . . Die Kenntnis der Landesgesetze und Ordnungen ist jedem, der darnach handeln und be-

[1]) *Goethe*, »Aus meinem Leben«. Ende des 13. Buches.

urteilt werden soll, gewiß äußerst nötig; sie ist edel und erhebt den Geist, sie ist dem Staate vorteilhaft, weil sich in tausend Fällen der Landmann selbst bescheiden könnte und nicht nötig hätte, jeden guten und schlimmen Rat teuer zu erkaufen« (II, 154; X, 251).

Bereits dem heranwachsenden Geschlechte gebe die Schule eine derartige Unterweisung. Wie Salzmann sucht er die Gesetzeskunde dem Katechismusunterrichte anzuschließen: »Die Kinder sollten mit den zehn Geboten auch die Gebote ihres Landes lernen und in allen Fällen, wo sie einst als Männer gestrafet werden könnten, auch ein Urteil weisen können« (III, 93). »Es trägt zur Würde des Menschen vieles bei, daß er von Jugend auf mit den Gesetzen seines Landes bekannt gemacht und schon in der Schule zu einem künftigen Urteilsfinder auferzogen wird. . . . Bei jedem der zehn Gebote sollten einem Kinde die daraus fließenden peinlichen Fälle und was die Gesetze seines Landes darauf für Strafen verordnet haben, bekannt gemacht werden« (I, 420).

Ihre Begründung und Berechtigung finde die gegenwärtige Verfassung in der Geschichte. Möser fühlt, daß die neueren Zeiten das Licht der alten nötig haben (VI, VI), und wird, wie er selbst sagt, zur Herausgabe seiner Osnabrückschen Geschichte wesentlich mit durch den Zweck bestimmt, den jungen Fürsten, der bald die Regierung übernehme solle, über die Verfassung seines Landes zu unterrichten (X, 162/163). »Nach meinem Wunsche, erklärt er in der Vorrede zum zweiten Teile seiner Geschichte (VII, VII), sollte auch der Bauer die Geschichte nutzen und daraus sehen können, ob und wo ihm die politischen Einrichtungen Recht oder Unrecht tun.«

Basedow hatte Möser sein Methodenbuch gesandt und ihn gebeten, sich über seinen Geschichtsunterricht zu äußern. Er sah den Zweck des Geschichtsunterrichts bekanntlich darin, als Ergänzung zur Erfahrung des Kindes Beispiele zur Sittenlehre zu geben, er wollte

jede wichtige Moral- und Klugheitsregel durch ein Hauptstück der Geschichte erläutert und gestärkt wissen. Möser antwortet (X, 117): »Die Geschichte muß keine Lehrerin der Moral, sondern der Politik sein. Die Verschwendung zum Exempel ist ein moralisches Laster; allein die Geschichte muß es nur als ein politisches behandeln.« Er begründet seine Ansicht in dem Vorwort zum ersten Teil der Osnabrückschen Geschichte (VI, VIII): »Ich halte dafür, daß in der Geschichte, so wie auf einem Gemälde bloß die Taten reden, und Eindruck, Betrachtung und Urteil jedem Zuschauer eigen bleiben müssen. Im Alter und fast in jeder Periode des Lebens sehen wir die Begebenheiten von einer ganz anderen Seite an, machen neue Betrachtungen darüber und vertragen diejenigen nicht mehr, welche uns in jüngeren Jahren die prächtigsten schienen. Daher tut in der Geschichte die Handlung, wenn sie moralisch vorgestellet oder mit ihren Ursachen und Folgen erzählt wird und schnell und stark fortgehet, eben das, was sie auf der Schaubühne tut. Sie erweckt, nährt und füllt die Aufmerksamkeit der Zuschauer mehr als alle dabei angebrachte Sittenlehre, die oft zur Unzeit eine Träne von demjenigen fordert, der über die Handlung lachen muß.« In der Vorrede zum zweiten Teile wiederholt er dann (VII, VI): »Meine Abneigung gegen moralische Betrachtungen ist unter der Arbeit gewachsen. Diese gehören in die Geschichte der Menschheit, und die soll die Geschichte eines Staates nicht sein.« Wie die »moralische Schnur« (X, 174) verwirft Möser auch die unterhaltende Tendenz der geistreichen Geschichtsschreibung Voltaires (V, 78), er wünscht eine streng empirische, pragmatische, politische Darstellung entsprechend dem Zwecke politischer Aufklärung.

Darnach bestimmt sich ihm auch der Stoff der Geschichte. Die Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts tat sich viel zu gute auf den sogenannten Pragmatismus. Aber »bezeichnend für sie war die Abwesenheit jedes Begriffs von innerer Verbindung der Personen in der

Gesellschaft, welche mit ihrem Einzeldasein zugleich gegeben wäre — von Volk oder Staat als einer ursprünglichen, geschichtlichen Größe.« [1]) Dieser biographischen Behandlung kann Möser den Charakter des Pragmatismus nicht zusprechen, da sie eben nur das Leben und die Bemühungen der Ärzte, der Fürsten, beschreibe, aber nicht des kranken Körpers, der Gesellschaft, gedenke (VI, X; I, 99). »Der geringe Nutzen, behauptet er, den die Geschichte dem Bürger bringt, und der Mangel an Kraft in dem historischen Vortrage liegt sicher darin, daß die Genossen eines Staates nicht als Aktionärs, sondern als Menschen behandelt werden« (VII, VI)... »Eine Periode sollte nicht das Leben einer gewissen königlichen Familie, sondern eine ganze Reichsveränderung enthalten. Das Leben eines Königs ist gewissermaßen das Leben eines Privatmannes, und der Geschichtsschreiber sollte sich dieser Abmessungen nicht weiter bedienen, als um dem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen« (V, 77).

Der phylogenetischen Anschauung Mösers erscheint die Geschichte nur dann als Epopöe, als einheitliches Ganzes, und als Disziplin der sozialpolitischen und staatsrechtlichen Aufklärung, wenn sie Verfassungs- und Kulturgeschichte ist. Er schreibt an Nicolai: »Jede Geschichte muß die Naturgeschichte des Originalkontraktes einer Nation unter allen vorkommenden Veränderungen werden, wenn sie jemals im eigentlichen Verstande pragmatisch werden soll« (X, 175). Ausgehend von dem Originalkontrakte der ersten Bürger schildere sie den Einfluß, den Gesetze und Gewohnheiten, Tugenden und Fehler der Regenten falsche oder richtige Maßregeln, Handel, Geld, Städte, Dienst, Adel, Kriege und Verbindungen auf den Staatskörper geübt, wie sich Menschen, Rechte und Begriffe danach gebildet haben. Da Möser in jedem Staate eine Individualität sieht, gegründet namentlich in ihrer Eigenart auf der Natur des Bodens, so fordert er, daß

[1]) *Dilthey*, »Das 18. Jahrh. u. d. geschichtl. Welt.«

die Geschichte namentlich Provinzialgeschichte sein müsse und die Geschichte des Reiches oder gar der Menschheit nur insoweit berücksichtigen dürfe, als diese auf jene eingewirkt habe. Sein Brief an Basedow macht den Vorschlag: »Meiner Meinung nach sollten die Kinder durch die Geschichte sofort von dem Originalkontrakt, welchen die bürgerliche Gesellschaft, worin sie leben, errichtet hat, belehrt werden. Sie sollten frühzeitig lernen, was ein eigner, ein erbrecht eigner Herd sei, was für eine Stimme daraus zu den allgemeinen Angelegenheiten gehe; wer solche an ihrer Stelle in dem engen Nationalausschusse führe; wie weit die Vollmacht dieses Stimmführers gehe, und wieviel sie von ihrem Eigentum und ihrer Freiheit zum allgemeinen Besten aufgeopfert haben. Sie sollten wissen, daß alles, was sie dereinst an der schuldigen Aufopferung ermangeln lassen, die erste politische Sünde und alles, was ihnen darüber ohne ihre vorherige Einwilligung von der bestellten Obrigkeit genommen würde, das erste politische Verbrechen der letzteren sei« (X, 117).

Interessante Gedanken über den methodischen Gang der deutschen Geschichte gibt der »Vorschlag zu einem neuen Plane der deutschen Reichsgeschichte« (IV, 149): »In der Geschichte des deutschen Reiches setzt man insgemein mit Karl dem Großen oder Ludwig dem Deutschen ein und holet dabei die vorhergegangene Verfassung summarisch auf; oder man fängt mit dem Ursprunge der Nation an und, indem man deren ihre Schicksale erzählt, webet man die Geschichte des von ihr gestifteten Reichs mit ein. Beide Methoden haben unstreitig ihren Wert, und fast möchte ich sagen, daß sie für den Anfänger, der durchaus ein richtiges und lebhaftes Gefühl der Zeitordnung haben muß, worin die Begebenheiten gefallen sind, die besten. Allein der Kenner .... findet dabei kein Vergnügen.... Meiner Meinung nach müßte eine Geschichte unseres heutigen deutschen Reichs mit dieser großen und glücklichen Konföderation, welche unter dem

Namen des Maximilianischen Landfriedens bekannt ist, anfangen und dabei der Anfang und der Fortgang, sowie die gänzliche Zertrümmerung des älteren Reiches in eine einzige Handlung, in eine einzige Darstellung verwandelt werden.«

b) Mösers Differentismus der Erziehung (Standes- und Berufserziehung) im Gegensatz zu dem Uniformismus der Aufklärung.

α) Notwendigkeit der Standes- und Berufserziehung.

Arbeit, Besitz und Sitte in ihrer verschiedenen Art und ihrem unterschiedlichen Grade machen die Attribute der verschiedenen Stände aus. Die Aufklärung verband mit dem Individualismus einen gewissen Uniformalismus. Sie sah an den Menschen mehr das Gemeinsame als die Unterschiede. Nach der alten Schuldefinition war der Mensch das *animal rationale*. In dem Besitze der Vernunft waren die Menschen gleich. Daher erschienen die sozialen Standesunterschiede als »künstliche Inkrustierungen« der menschlichen Natur, die abzustreifen seien.

Möser sieht in den Ständen geschichtliche Bildungen, »Resultate einer feinen Kultur«, und die Grundbedingung der staatlichen Wohlfahrt. Damit ist ihm ihre Erhaltung begründet. Dieser Anerkennung der Differenzierung entspricht seine Modifikation der Erziehung. Nur eine frühzeitige Spezialisierung, nur die Standes- und Berufsbildung vermag nach Mösers Erfahrung den Lebensinteressen des Menschen einen Mittelpunkt zu geben und ihn möglichst rasch und brauchbar dem Ganzen dienstbar zu machen. Sie wird im einzelnen bestimmt durch die Bedeutung und die Aufgabe, welche jedem einzelnen Stande im Staatsorganismus zukommt. Die Erziehung der Jugend müsse so eingerichtet werden, daß ein jeder von dem Zustande, worin er sich befinde, eine vernünftige Erkenntnis erhalte und solcher zufolge beständig zu allem demjenigen gewöhnet werde, was er in demselben zu allen

Zeiten zu gewarten habe (Zusch. 7). In den Obstgarten gehören Spalierbäume und in den Wald Eichen, daneben aber auch kleinere Bäume, deren mehrere beieinander stehen könnten, und die sich zu Zaunholz und Stangen eignen, und Krümmlinge zum Schutze des Waldes und zum Gebrauche des Müllers; für die Adler sei die hohe Luft, wie für die Walfische das Meer; und die Erde sei für die Finken, wie der Schloßgraben für die Karpfen (III, 240). Die Drespe, wenn sie genutzt und veredelt werden solle, bedürfe einer ganz andern Behandlung als das reine Korn (IV, 47).

Auch die Philanthropen fühlten, daß das allgemeine und gleichförmige Bildungsideal der Aufklärung der Wirklichkeit nicht genügte. *Campe* forderte in seinem Revisionswerke«: »Der Landmann, der Handwerker, der Soldat, der Künstler, der Gelehrte, der Regent müssen jeder für ihre Verhältnisse und Geschäfte gebildet werden«, und *Basedows* und *Salzmanns* Institute sollten ein Bild der Zustände des praktischen Lebens geben.[1])

β) Die Erziehung der einzelnen Stände.

Als Stände gelten Möser der Adel, das Bauern- und Bürgertum (bestehend aus Kaufleuten, Handwerkern und Krämern). Sie bilden die »handelnde« Masse gegenüber der »spekulierenden« Minderheit der Gelehrten.

1. Die Erziehung des Gelehrten.

Allgemein ist im 18. Jahrhundert die Klage der Staatsmänner[2]) über das gelehrte Proletariat. Auch Möser erkennt darin eine große soziale Schädigung. Obgleich er schreibt: »Keine Satyren gegen ganze Stände!« macht er sich doch dem gelehrten Stande gegenüber, den er

[1]) Vergl. *Heubaum*, »Geschichte des deutschen Bildungswesens« usw., S. 305.

[2]) Vergl. »Allgemeine deutsche Bibliothek». I. Bd. 1. Stck. 1778.

allerdings als solchen nicht anerkennt,) der stärksten Ausfälle schuldig: Die Gelehrten förderten nichts Positives für das Gemeinwohl, sie hätten nichts erfunden, unter ihren Nachtmützen würden nur für die Praxis wertlose Projekte ausgeheckt, sie seien unbrauchbar im praktischen Leben. Sie könnten nicht pflanzen, nicht graben und noch weniger vierzehn Tage unter blauem Himmel schlafen ohne Schnupfen und Fieber, ihr Geschrei gegen Barbarei sei nichts als die Losung gelehrter Marktschreier, die gern ihre Pillen verkaufen wollten, sie seien Leute, die ohne viel Arbeit durch Schreiben ihr Brot verdienen wollten. Es werde wohl ein guter Bötticher, ein guter Weber, ein Schulmeister verlangt — aber kein Philosoph, kein Mathematikus. Zu viel Fürsten, zu viel Adel, zu viel Gelehrte seien der Ruin des Staates (I, 298; V, 36; IX, 65). Dieser brauche eben wenig lehrende und mehr ausübende Männer, um groß und mächtig zu bleiben (IV, 21). Der Kinder, die immer studieren und nicht pflügen wollten, seien genug vorhanden (V, 281), jeder Bauer und Handwerker widme jetzt einen Sohn der Theologie und entzöge ihn damit einer nützlichen Beschäftigung (V, 133). Die Welt brauche die arbeitenden Gesellen nötiger als die studierenden (III, 136). Viele Leute täten darum besser, ihre Kinder dem Ackerbau und der Werkstatt zu erhalten (V, 133). Es sei unrecht, daß die Wissenschaft den Mann, der von den Schuhen der Griechen und Römer schreiben könne, über den Mann erhöbe, der mit eigner Hand weit bessere zu machen verstehe (I, 115).

Diesem Übelstande kurzweg durch ein Verbot zu steuern, hält Möser jedoch nicht für angebracht, weil Hunderte und vielleicht Tausende das Klimpern lernen müßten, ehe ein Virtuos entstehe, und weil es die niederen Stände ganz von dem gelehrten Berufe ausschließen werde, da doch gerade aus dem geringen Stande die dauerhaftesten, fleißigsten und arbeitsamsten Männer gezogen würden (III, 126).

Wir dürfen Möser überhaupt in seinen Äußerungen gegen die Gelehrten nicht zu ernst nehmen. »Aber dem allen ungeachtet, schreibt er, sollen Sie nicht glauben, daß ich den wissenschaftlichen Unterricht und die Gelehrsamkeit, welche daraus entsteht, verachte. Nein, ich sehe die Gelehrten als eine der edelsten Klassen der Menschen an; der wissenschaftliche Unterricht besteht hier mit seinem Zwecke vollkommen, und ich weiß, daß der praktische Unterricht unendlich durch die Resultate des wissenschaftlichen gewonnen hat« (IV, 27). Eine gelehrte Minderheit besteht nach Mösers Ansicht also mit vollem Rechte. Über den Bildungsgang des Gelehrten läßt sich Möser nicht weiter aus. Die Bildungsstätte des gelehrten Berufes ist eben die Lateinschule.

Umsomehr ist die Erhaltung der körperlichen Gesundheit des jungen Gelehrten Gegenstand seiner fürsorglichen Betrachtung. Er fürchtet, daß eine beständige Anstrengung der Seele nach einer gewissen Lieblingsseite zuletzt eine Art von üblem Hange hervorbringen, der das Ebenmaß und damit das Wohlbefinden des Körpers und der Seele störe. Der Gelehrte habe nicht den erquickenden Schlaf des Tagelöhners, auch in den »Launenwinkel« drängten sich seine Gedanken nach, und auch Gesellschaften zerstreuten ihn nicht, sondern scheuchten ihn zu seiner Lieblingsarbeit zurück. Nur die Beschäftigung mit einer mit Neigung ausgeführten Handarbeit könne dem Gelehrten relative Ruhe und Erholung gewähren. Darum sei die Erziehung der jungen Gelehrten so einzurichten, daß jedem zugleich die Fähigkeit zu einer körperlichen Beschäftigung und mit dieser auch die Neigung dazu beigebracht werde. »Also soll jeder Gelehrte ein Handwerk lernen« (III, 128)!

Für die Erziehung des Adels, des Bauern und des Handwerkers bestimmt Möser entschieden: »Also soll der handelnde Teil der Menschen nicht wie der spekulierende erzogen werden« (IV, 27)! Der zum Handeln, zur praktischen Tätigkeit, zur Produktion bestimmet

Staatsbürger möge die Resultate der Wissenschaft nutzen, ohne in seiner Erziehung mit dem Gelehrten einerlei Gang zu nehmen.

2. Die Erziehung des Adels.

Das 18. Jahrhundert erstrebte in der Wertschätzung der Vernunft und der Mißachtung der Tradition an die Stelle der Aristokratie der Geburt einen Adel des Geistes zu setzen.[1]) Möser dagegen will dem Erbadel vollkommen seine Vorrechte und die Größe seines Grundbesitzes als geschichtliche Attribute gewahrt wissen. »Wo Menschen herrschen und Menschen dienen, behauptet er, ist Geburt und Alter oder das Dienstalter immer noch die sicherste und am wenigsten beleidigende Regel zu Beförderungen. Dem schöpferischen Genie oder der eigentlichen *virtu* wird diese Regel nicht schaden« (II, 191). Durch die Berechtigung zu den wichtigsten Ämtern und durch den Besitz des meisten Bodens soll der Adel zwischen Fürsten und Untertanen eine glückliche Mittelstufe bilden, insbesondere der Vertreter und Beschützer des politisch und geistig schwächsten Standes, der Bauern, sein.

Um aber in dieser Stellung weder von dem Fürsten abhängig, noch dem Volke beschwerlich zu sein, benötige der Adel eben der wirtschaftlichen Stärke. Er dürfe sich nicht in der Notwendigkeit befinden, sich entweder schlechterdings abhängig zu machen oder sich auf andre Art zum Nachteile des gemeinen Wesens zu erhalten, ein zahlreicher und schwacher Adel sei gegen alle gesunde Politik (IV, 225; 231). Um der Bildung eines adligen Proletariats, das nur den öffentlichen Säckel beschweren würde (V, 134), vorzubeugen, um zu verhindern, daß wie in Frankreich alle Edelleute Menschen, in Deutschland alle Menschen Edelleute würden (V, 190), fordert Möser nicht ohne Ernst, daß die Staatsbedienten, wie Söhne und Töchter adliger Familien, welche die Nutznießung öffent-

[1]) Vergl. *Lamprecht*, »Deutsche Gesch.« Ergzbd. II, 2, S. 58.

licher Pfründen besäßen, ehelos bleiben möchten, und mit Nachdruck, daß der Grundbesitz ungeteilt an den ältesten oder jüngsten Sohn übergehe, die Töchter aber mit einem landsittlichen Brautschatze abgefunden würden, und daß die übrigen Söhne nach dem Vorbilde des englischen Adels unter Beibehaltung der Adelsfähigkeit sich in den Stand der Kaufleute begäben.

Das Erziehungsziel der adligen Jugend war zu Mösers Zeit noch der *galant homme*. Möser ist kein direkter Feind dieses weltmännischen Bildungsideals, doch widerspricht seinem Utilitarismus und Nationalismus daran der französische Anstrich, die *conduite*. Er will wie Locke den Adligen zum *homo politicus* erzogen sehen, nicht ein »Staatskind«, sondern ein Kind, ein brauchbares Glied des Staates soll der junge Adlige werden. Für diesen Zweck mißt Möser dem rein wissenschaftlichen Unterricht keine große Bedeutung bei. »Die Staaten, urteilt er, wurden besser regiert, wie ungelehrte Landräte stimmten und ein gelehrter Kanzler die Ausfertigung darnach besorgte, als jetzt, wo alles gelehrt ist« (IV, 21; 91). Der Adel soll sich gar nicht in den Stand der Gelehrten begeben und auch nicht einerlei Bildungsgang mit ihnen nehmen. Den Unterricht in Sprachen, im Schreiben, Lesen, Rechnen, Tanzen und Fechten erhalte der Adel in demselben Maße und auf dieselbe Weise wie der zukünftige Handwerker, also in der Realschule oder, wo solche fehlen, bis zum 14. Jahre in der Lateinschule, aber getrennt von dem jungen Gelehrten, um dann in den Dienst am Hofe zu treten. Der Hof sei die wahre Schule des Adels und selbst einer Kameralschule vorzuziehen. Vorbildlich gilt Möser die Erziehung der altdeutschen Edlinge im Gefolge und die Rittererziehung im Mittelalter, der Zeit Götz von Berlichingens, »wo die Nation noch Original war und der alte Ritter den jungen, wie der alte Kanzler den jungen Kanzler ohne gelehrte fremde Hilfe erzog« (IX, 144). Am Hofe sollen der Oberhofmarschall, der Oberjägermeister, der Oberforst-

meister und der Oberstallmeister als gerechte Meister in ihrer Kunst den jungen Adligen in die Lehre nehmen und ihn mit väterlicher Zucht zum Gesellen, zum Pagen bilden, wie auch der zukünftige Offizier nicht zu zeitig in sein Regiment eingestellt, sondern einem General oder Obersten mit väterlicher Gewalt zur Ausbildung anvertraut werden soll. Nach Vollendung der Lehrjahre möge der Page nicht die Akademie beziehen, sondern auf Reisen und an fremden Höfen sich weiterbilden und dann erst im Vaterlande am geeigneten Orte seine Bestimmung im Dienste erhalten.

Für den erbgesessenen Adel genügt nach Mösers Ansicht die Erziehung am väterlichen Hofe. Er verweist auf das Beispiel zweier Landedelleute, die beide in der väterlichen Wirtschaft erzogen und nur von einem Hofmeister unterrichtet worden seien und doch an Einsicht in das wahre Wohl des Landes alle überträfen. Für den Landadel sei die erste Wissenschaft die, »zu wissen, wo es den Untertan drückt« (IV, 25), also Verständnis für die Bedürfnisse und Leistungen des Bauern. Von diesem Standpunkte, den er mit Pestalozzi teilt, aus verurteilt es Möser, daß sich der Adel zu sehr nach dem Dienste am Hofe dränge und seine Güter nicht mehr selbst verwalten wolle. Des Adels Fürsorge erstrecke sich auf die wirtschaftliche und moralische Hebung des Bauern. Der Edelmann habe die Mittel dazu, landwirtschaftliche Versuche anzustellen und so den Bauer zu belehren, er habe ihn vor Gericht zu vertreten und den Zwangsdienst zu mildern, ihm mit Rat an die Hand zu gehen, in der Not Vorschuß zu tun und sich mit einer väterlichen Sorgfalt um sein ganzes Hauswesen zu kümmern. Er betrachte den Bauern nicht als Gegenstand zu Mummereien und Fastnachtsscherzen, sondern sporne ihn durch Wertschätzung und Belobigung des Nützlichen zu freudiger Tätigkeit an (II, 87; I, 328). In seinen Sitten möge der Landedelmann im Gegensatz zum Hofadel mit seiner verfeinerten Lebensweise und der Nachäffung

französischer Bräuche das biedere, natürliche Wesen des Bauern zeigen, ihm dadurch die falsche Scham benehmen, wodurch mancher zu einer prächtigen Torheit verleitet werde (II, 226; 229), und sich in »Popularität«, mit persönlicher Anteilnahme, zu ihm herablassen, dessen einzige Belohnung in dem Beifall der Großen bestehe, und der oft dadurch allein bewogen werde, sich dem gemeinen Besten aufzuopfern (IV, 259). Es freut Möser, daß die Zeit vorüber sei, da die Hofdame sich räuchern ließ, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen hatte (I, 213), und daß der reisende Franzose schreiben kann: »In Eurem Lande arbeiten dergleichen Herren oft für einen armen Bauern, als wenn des ganzen Landes Wohlfahrt daran läge, ob hundert dergleichen Krautköpfe mehr oder weniger in der Welt wären« (II, 220; 46).

3. Die Erziehung des Bauern.

Möser ist wie Pestalozzi ein vorzüglicher Kenner der Bauernverhältnisse und der Bauernseele und der wärmste Anwalt der Landleute. Seine Vorliebe für diesen Stand läßt ihn wiederholt ungerecht gegen andere Stände urteilen. Dieses Wohlwollen erklärt sich aus der Bedeutung, die er dem Bauerntume für den Staat zumißt. Es ist ihm als der eigentliche Nährstand der sicherste Boden des Staates und in seiner körperlichen Gesundheit das Blut, das die ganze Gesellschaft verjüngend durchflutet. Wiederholt macht er den Vorschlag, dem gesunden Geschlechte der Landleute allein die Fortpflanzung zu übertragen: »Wenn ich nämlich sehe, daß die Handwerker sich in ihren einförmigen Stellungen lahm und blaß arbeiten, daß die Gelehrten überspannt oder hypochondrisch werden, die Hofleute sich zu Tode walzen, die Fürsten ihre beste Zeit verspielen und überhaupt die geselligen Menschen in den Städten sich durch die großen Opfer, welche sie den Künsten, den Wissenschaften und den Moden bringen, täglich mehr und mehr verfeinern, verschnitzeln und verzärteln oder wohl gar verhämmern und

verpuffen, so stelle ich mir vor, die allgütige Vorsehung habe diese Mittel als die sanftest abführenden gewählt, um ihr großes Werk von allen verdorbenen Säften zu reinigen« (III, 136). Der Abfall auf den Höfen der adligen und gemeinen Landsassen reiche hin, dies Geschlecht, die Spreu, die der Wind ohne Schaden für die Allgemeinheit verwehen könne, wenn überhaupt nötig, zu ersehen (IV, 41; III, 64). Daher ist Möser die Erhaltung der körperlichen und wirtschaftlichen und als ihrer Grundlage der moralischen Tüchtigkeit insbesondere das Ziel der Erziehung des Bauern.

Das Ideal eines Bauern, den Bauer »in seiner Vollkommenheit« findet Möser in dem englischen und holländischen Landmanne (VI, 99). Diesem Vorbilde möge der deutsche Bauer zustreben; darin sei er glücklicher als diejenigen, welche den Städter, diese mißlungene Kopie einer Nation, die beinah das Gegenteil von der unsrigen sei (der französischen), sich zum Muster erwählten. »Der Ehrgeiz des Bauern sollte sein, oder wenigstens dahin gelenkt werden, das Notwendige in seiner Vollkommenheit zu haben« (VI, 98). Diese Worte wiederholt Möser oft, sie geben ihm namentlich den Maßstab für die intellektuelle Bildung der Landbevölkerung. Sein Rezensent beklagt sich,[1]) daß Möser im Gegensatz zu den Bemühungen des »edlen Rochau«, der den Geist und das Herz eines Menschen auch im Bauern ehre und seine Fähigkeiten zu entwickeln suche, ihn schreiben und lesen und denken lehre, so sehr gegen die Aufklärung der Landleute eifere, daß er meine: Solche Kultur entnerve, Leute von geringem Stande müßten nicht schreiben lernen, müßten keine Art von Lektüre haben, könnten sich mit vier auswendig gelernten Gesängen behelfen. Damit verweist und beschränkt sich aber auch der Rezensent auf Mösers Aufsatz »Über die Erziehung der Kinder auf dem Lande« (II, 307). Hierin erzählt nämlich ein alter Bauer,

[1]) »Allg. deutsche Bibl.« 33. Bd., 1. Stck. 1778.

daß unter seinen Jugendgenossen keiner schreiben gekonnt habe, daß es für den Ackersmann genüge, die Einrichtung des Kerbstockes zu kennen und drei Kreuze als Wahrzeichen malen zu können, daß ihm das Lesen nur in der Kirche zu statten käme und auch überflüssig sein würde, wenn man das ganze Jahre hindurch einerlei Gesänge hätte. Er schließt: »Wozu nützt es also, daß man unsern Kindern statt des Flegels die Feder in die Hand gibt und sie bis ins sechzehnte oder achtzehnte Jahr mit solchen Tändeleien, die kein Brot geben, herumführt? Ihre Knochen bekommen keine Härte und ihre Nerven keine Stärke, und wie manchen versucht nicht eben sein Lesen und Schreiben nach Amsterdam oder nach Ostindien zu gehen und dort eine Gelegenheit zu suchen, den väterlichen Acker zu meiden? .... Was die Mädchen betrifft — o, ich möchte keines heiraten, das lesen und schreiben kann! Wissen sie das, so wissen sie auch ....« Wir dürfen hier Möser wiederum nicht zu ernst nehmen, besonders wenn wir an andern Stellen hören, daß er den Landleuten zum Selbstunterrichte eine »Praktika« in die Hand geben will, und daß er erfahrene Landwirte auffordert, Beiträge über eigne glückliche Versuche für das Intelligenzblatt zu liefern (X, 110). Nicht er äußert in dem angeführten Stücke seine Ansichten, sondern absichtlich läßt er den altbäuerischen Großvater reden.

Möser paßt seine Ansprüche ganz dem Bedürfnisse der umgebenden Verhältnisse an (VI, 87). Geistlichkeit und Adel, zwei bestimmende Faktoren seines Landes, wünschten nicht die befreiende Aufklärung. Das Volk empfand noch keinen stärkeren Bildungsdrang. Der Bauer setzte den Bildungsbestrebungen aktiven und passiven Widerstand entgegen, er hielt den Schulunterricht seiner Kinder für nutzlos, er sah in der Schule nur seine Feindin, die ihm die Arbeitskräfte seiner Kinder entzog und seinen Beutel beschwerte. Im allgemeinen stellt Möser an die geistige Ausbildung des Landmannes die gleichen Forde-

rungen wie andere praktische Männer seiner Zeit. Basedow wollte in den »Schulen für den großen Haufen« nur Unterricht im Katechismus, Schreiben, Lesen und Rechnen erteilt wissen, das Generallandschulreglement setzte keine wesentlich höheren Ziele, und in Kursachsen, »dem klassischen Lande des Schulunterrichts,« galt die Schulordnung des Kurfürsten August vom Jahre 1580 noch im Jahre 1773.[1])

Offen aber gesteht Möser, daß er sich der »besonderen Aufklärung« des Landmannes widersetze (X, 252). Für die Hebung der wirtschaftlichen Tüchtigkeit des Bauern hält er die intellektuelle Bildung für geringwertig. Die Viehschatzregister zeigten, daß die jetzige Schafzucht gegen die alte in den sogenannten barbarischen Zeiten, wo noch keine Bücher für die Schäfer geschrieben wurden, wie eins zu acht stehe (VI, 80/81). Er verwirft landwirtschaftliche Reformversuche als für den Bauer, der jede Hand breit Land zu Rate halten müsse, zu kostspielig, er findet es unerhört, daß der Küster, der kaum den Zeiger an der Sonnenuhr richtig zu stellen wisse, die Jugend dazu auffordere, und verteidigt den Landmann gegen den Vorwurf, daß dieser sich hartnäckig allen Neuerungen verschließe (I, 297; VI, 81). Für den Bauern bedeute die Vernunft eben nur eine notdürftige Handlaterne, nicht um Sonne und Mond damit aufzusuchen, sondern seinen Weg auf dieser dunklen Erde zu finden (IX, 106), und die Heide sei kein Feld, um Hyazinthen darauf zu ziehen (IV, 44). Der Bauer solle das Seinige nicht aus der Encyklopädie, sondern aus der Erfahrung wissen (I, 135; X, 251), er sitze ja der Mutter Natur im

[1]) *Lamprecht*, »Deutsche Geschichte.« VIII, 298/299. Vergl. *Vormbaum*, »Evang. Schulordnungen.« 1864, III, 469: »Schulordnung f. d. Landschulen in den Herzogtümern Bremen und Verden von Georg II. v. England.« Diese Ordnung galt höchstwahrscheinlich auch für Osnabrück, soweit nicht die religiösen Verhältnisse eine Änderung bedingten.

Schoße und könne ihr die besten Bissen vom Maule wegnehmen (III, 241).

Der beschränkte Schulunterricht lasse den Kindern die Hälfte der Zeit frei zur Beschäftigung mit Handarbeiten. Sei die Handfertigkeit für alle Kinder zu empfehlen, so sei sie für die Kinder auf dem Lande eine Notwendigkeit. Solle der Bauer später seine Aktie zu getreuer Hand halten, so müsse schon der Knabe frühzeitig daran gewöhnt werden, sich durch seiner Hände Fleiß Erwerb zu verschaffen. Nach einem Hinweis auf eine angebliche Verordnung Karls des Großen, daß kein Kind ohne Erlernung einer »Kunst« aufwachsen solle, meint Möser: »Wir hingegen lassen die Jugend auf dem Lande, welche dereinst zum Ackerbau bestimmt ist, die Gänse und die Schweine hüten, wovon sie wahrlich nicht lernen werden, sich bei mehreren Jahren zu ernähren und zu unterhalten. Die Mutter eines Kindes, das im zwölften Jahre sich seine Strümpfe nicht knütten oder sein Hemd nicht nähen oder sein anderthalb Stück Garn des Tages nicht hätte spinnen können, würde Karl der Große zum Schandpfahl verdammt haben. Und sollte sie es nicht auch verdienen? (I, 167). In dem »Schreiben einer Gutsfrau, die Freilassung ihrer Eigenhörigen betreffend« (III, 230) verlangt die Herrin, daß ein Mädchen vor seiner Heirat drei Tage lang in dem gutsherrlichen Hause ein Stück Garn spinne, eine Elle Linnen webe, einen Strumpf knütte und ein Hemd nähe, daß ein Bauernsohn, der ein eignes Gut übernehmen wolle, ein Stück Garn spinne und einen vollständigen Pflug fertige, daß nur eine Braut, die mit Ehren ihres Vaters Hof verlasse, das Recht habe, fliegendes Haar und eine Brautkrone, die ihr die Herrin selbst aufsetze, zu tragen.

Unwandelbar wie in seinem Besitze erhalte man den Bauern in seiner bewährten Sitte. Sie vor allen schädigenden Einflüssen zu schützen ist Mösers eifrigstes Bemühen. Um ihretwillen will er den Krämern das Handeln mit Spitzen, seidnen Tüchern usw. verboten wissen, für sie

fürchtet er von der häufigen Berührung der Landbewohner mit dem Städter (II, 254). »Ich wünschte, zürnt eine treffliche Hauswirtin, daß alle die süßen Sittenlehrer, die den Weg zum Himmel ebner als unsere Heerstraßen machen und zur Bequemlichkeit für die vornehmen Sünder mit Pelouse (Samtoasen) belegen, für den Unterhalt aller von ihnen verdorbenen Haushaltungen im Zuchthause arbeiten müßten. Denn ihnen und sonst keinem haben wir es zu danken, daß dem städtischen Geschlechte vor dem lieben Brote so ekelt und meine Mädchen nichts als Filet machen wollen, da ich ihnen dann die Strümpfe für bar Geld kaufen muß« (I, 446). Selbst die Berechtigung der nicht gerade moralischen Vergnügen der Landleute sucht Möser darzutun (IV, 32).

Fleiß und Redlichkeit des Landmannes haben nach Mösers Erfahrung ihren sicheren Grund in der Religiosität. Die Religion bleibe daher für den Bauer unumgängliches Bedürfnis. Nur das kindhafte Vertrauen zu Gott gebe ihm Halt bei den Widerwärtigkeiten und Beschwerlichkeiten des Schicksals, denen gerade er ausgesetzt sei. Wenn auch die sogenannte feinere Welt alle Religion aus der Welt wegdisputierte, so würden doch die Bedürfnisse des Landmannes sie allemal zurückrufen (V, 176; IX, 252).[1])

4. Die Erziehung des Bürgers (Handwerkers).

Der Bauer ist für Möser der ganze Mensch. Das Landleben biete die günstigsten Bedingungen zur naturgemäßen Entfaltung. Der Mensch sei eigentlich bloß zum Säen und Pflanzen erschaffen, dies sei sein natürlicher Beruf, wobei er allein völlig stark und gesund bleibe (III, 136). Weit schwieriger, fast unmöglich erscheint es Möser, mit dem Berufe des Handwerkers die harmonische Entwicklung in Deckung zu bringen.

---

[1]) Über die religiöse Erziehung bes. des Landmannes, vergl. Teil II, B, b.

Der Verfall des Handwerks in den kleinen Städten gibt ihm Veranlassung, sich über die Bedeutung des Handwerks für den Staat, die Ursachen seines Niederganges und eine zweckmäßige Erziehung des zukünftigen Handwerkers zu äußern. Den stärksten Grund der mißlichen Lage des Handwerks sieht er in der Unlust der Jugend zu einem praktischen Berufe. Diese Abneigung wiederum erscheint ihm zunächst verursacht durch den Mangel der Handwerker an Geld und infolgedessen durch den Mangel des Standes an Ehre. Während in England, wie in Deutschland, zu Zeiten der Hansa, der königliche Prinz das Gilderecht gern annehme, der Lordmayor und die Parlamentsglieder aus dem Handwerkerstande hervorgingen, schäme sich jetzt in Deutschland das Söhnchen einer bemittelten Mutter, die Hand an eine Feile oder Zange zu legen; ein Kaufmann müsse es werden, sollte es auch nur mit Schwefelhölzchen handeln, so erhalte es doch den Rang über dem Künstler, der den Lauf einer Flotte nach seiner Uhr regiere, dem Könige Kronen, dem Helden Schwerter und dem edlen Landmanne Sensen fertige, über dem Künstler, der mit seiner Nähnadel den Mann mache und den Gelehrten durch seine Presse Bewunderung und Ewigkeit verschaffe (I, 113). Als Mittel zur Hebung der Ehre des Handwerkerstandes betont Möser, daß reicher Leute Kinder ein Handwerk lernen sollen.

Den zweiten Grund der Abneigung der Jugend gegen das Handwerk erkennt Möser in dem Mangel an geeigneten Schulen zur Vorbildung dazu. In dem Aufsatze »Also soll man das Studieren nicht verbieten« (III, 127) erklärt der Kanzler seinem Fürsten: »Meiner Meinung nach liegt der Fehler darin, daß die wenigsten Eltern mit ihren Kindern bis ins vierzehnte Jahr etwas anzufangen wissen und sie in die lateinische Schule schicken, um sie nur vom Müßiggange abzuhalten. Sie sehen die Schulen wie einen Notstall an, worin sie die wilden Knaben alle Tage sechs bis acht Stunden sicher aufstallen können, und denken, er hört doch wohl noch eine gute Lehre

oder ein Wort Latein, was ihm doch immer minder schadet als alles, was er wie ein Gassenlauser lernen würde. Nun treten die Jahre heran, worin die Knaben entweder zur Handlung oder zum Handwerke bestimmt werden sollen; und da hält es denn, nachdem die Umstände sind, bei den Eltern und Lehrern, sowie bei dem jungen Studenten schwer, ihn aus der Gesellschaft seiner lateinischen Freunde in eine andere oder in eine Werkstatt zu bringen. Dieser üblen Folge kann nicht anders als durch Realschulen, deren Einrichtung Ihnen ja bekannt ist, vorgebeuget werden; und ich bin versichert, daß die Hälfte von den Kindern, welche von den Eltern in den lateinischen Notstall geschickt werden, werden mit Freuden hierher gehen, und nachdem sie die Vorkenntnisse von andrer Art erhalten haben, sich nachwärts ohne Zwang zu nützlichen Künsten und Handwerken bestimmen.« Also nicht die Lateinschulen, die allenfalls für den zukünftigen Gelehrten taugten, sondern Realschulen nach *Heckers* Vorbild sind für Möser die geeigneten Bildungsstätten für den praktischen Beruf. Die eigentliche Berufsschulung aber genieße der zum Handwerk bestimmte Knabe in der Werkstatt eines tüchtigen Meisters und möge sie auf Reisen und durch kunstgewerbliche Belehrung aus Modellbüchern ergänzen und abschließen (IV, 20; I, 125; I, 109; I, 263).

Für die berufliche Tüchtigkeit des Handwerkers erkennt Möser eine frühzeitige Fachbildung als durchaus erforderlich. Im »Schreiben über die Kultur der Industrie« (II, 128) legt er dar, daß die Einführung einer Industrie einer langen Vorbereitung und einer speziellen Kräfteverteilung bedürfe, daß die Erziehung der Kinder sowohl dem Geiste als dem Körper nach dazu eingerichtet sein müsse und Gewohnheiten, Sittenlehre, Vorurteile, Exempel und viele andere Umstände zu dem glücklichen und dauerhaften Fortgange derselben mitwirken müßten. Man müsse dem Volke, das einer besonderen Art von Arbeiten auf zeitlebens gewidmet bleiben solle, mit Hilfe

der Erziehung gleichsam alle anderen Sinne nehmen und ihm nur den einzigen, den es gebrauche, lassen, um es zu einem beständigen Sklaven seines einzigen Berufes zu machen, um ihm die Geschicklichkeit, die Lust und die Kräfte zu nehmen, jemals ein anderes Handwerk ergreifen zu können, und um es solchergestalt zu zwingen, ewig in seinen Fesseln zu bleiben. Möser erkennt den Vorteil, den die Arbeitsteilung, von ihm Simplifikation genannt, dem Ganzen und dem einzelnen Handwerke bringt (I, 178/179), und zugleich ihren Nachteil, die starke Schädigung der körperlichen Gesundheit und der geistigen Harmonie, er ist sich wie *Pestalozzi* der Unausgeglichenheiten zwischen der Berufsbildung und der allgemeinen Menschenbildung wohl bewußt. Der Vater, dessen Sohn das Schneiderhandwerk erlernen soll, überlegt: »Mich dünkt, alle diejenigen, die solche einzelne Fertigkeiten in einem hohen Grade besitzen, haben keine vollständig gesunde Seele, eine Menge ihrer natürlichen Fähigkeiten ist gelähmt und wohl gar weggeschnitten, und diese Lähmung, diese Beschneidung muß früh geschehen, wenn sie der Absicht entsprechen soll«; und fragt: »Wie kann man es denn mit gelassenen Augen ansehen, daß so viele hübsche, junge Leute aus den Stuben der Perückenmacher eine frühe Schwindsucht sich holen oder in der Werkstatt krumm zusammenwachsen, und womit will die Verschwendung so große Opfer vor Gott rechtfertigen? Sollte nicht jeder Mensch so erzogen werden, daß er seine völlige Gesundheit behielte« (III, 136, 138, 139)? Möser weiß sich in diesem Dilemma nicht recht zu helfen und meint, der Stand aller gelehrten und ungelehrten Stubensitzer sei eben derjenige nicht, welchen man zur Zucht verlange, es liege ebensoviel daran nicht, wenn er auch krüpplicht würde und im dritten oder vierten Gliede ausginge (III, 136), von hundert Menschen müsse immer einer ein Märtyrer seiner Kunst werden, um den andern so vielmehr zu nützen (III, 129); oder er läßt den Vater des Schneiderlehrlings erwägen: »Die Kleider brauchten ja nicht so

künstlich gemacht zu werden, und was haben wir nötig, so manchen Schuster um seine Gesundheit zu bringen, da wir in Holzschuhen gehen könnten« (III, 139)?

Abschließend entscheidet Möser: »Wir können es nicht verhindern, daß nicht jedes (!) Kind von seinen Eltern oder Lehrern voreingenommen oder an seiner Fassungskraft verstümmelt werde. Wollten wir es ganz frei aufwachsen lassen, so würde es ihm vielleicht wie dem Hunde gehen, der nach einem gewissen Alter zu nichts mehr abgerichtet werden kann, oder wir müßten die Klage des Schneiders in unsrer Kolonie gerecht finden, der seinen Vater verwünscht, daß er ihn nicht alle möglichen Künste und Wissenschaften lernen lassen, um unter allen Handwerken die freie Wahl zu haben« (V, 310/311); und: »Die Erziehung nimmt ihren Anfang, ehe die Bestimmung (für einen besonderen Beruf) geschehen kann. Die erstere muß also im Anfange einigermaßen auf alle Fälle gehen. Es wäre auch nicht gut, wenn jeder zu scharf nach einer einzigen Bestimmung erzogen würde, das gesellschaftliche Band der Menschen könnte darunter leiden. Jedoch ist es ratsam, sobald als möglich auf die Bestimmung einzulenken« (V, 70). Am Ende tritt Möser also doch wie *Pestalozzi* für eine Bevorzugung der Berufsbildung ein.

5. Die Erziehung des weiblichen Geschlechts.

Wird die Erziehung der männlichen Jugend durch die Mannigfaltigkeit organischer Grundlagen, wonach sich der Beruf richtet, erschwert, so sind die Frauen ein Geschlecht und haben einen Beruf. Die weibliche Erziehung ist daher Möser in allen Ständen wesentlich die gleiche: Die Bildung zur Gattin, Mutter und Hausfrau. Der verwitwete Gatte der »guten, seligen Frau« sucht wiederum eine rechtschaffene, christliche Frau von gutem Herzen, gesunder Vernunft, einem bequemen, häuslichen Umgange und lebhaftem, doch eingezogenem Wesen, eine fleißige und emsige Haushälterin, eine reinliche, verständige

Köchin und eine aufmerksame Gärtnerin (I, 203), und eine gute Tante rät ihrer jungen Nichte: »Die beste Manier für ein junges westfälisches Mädchen ist, sich in dem Rufe eines guten Kindes zu erhalten, sich der Wirtschaft zu befleißigen und der Mode zu folgen, so wie sie der Rangordnung nach an sie kommt« (II, 230; 79).

Aber Möser muß bemerken, daß die namentlich in den besseren und städtischen Kreisen übliche Mädchenerziehung mit ihrer französischen Färbung dieses Ziel verfehlt. Ein angehender Hagestolz erklärt, es sei zur Zeit das Heiraten eine Raserei, der Mann werde bei den Ansprüchen, der Modesucht und der Unfähigkeit der Frauen durch das heilige Band der Ehe an den Bankerottierpranger geschlossen (II, 90); ein Meier bezeichnet die Weiber als die Zuchtrute des Himmels, womit die Männer weidlich gestäupt würden (I, 154; 253; 110; Zusch. 33); der Witwer findet auf der Brautschau kein Mädchen gesund, sondern alle beklagen sich über Schwäche der Nerven und Migräne und Wallungen, sie sprechen Französisch und Englisch und Italienisch, spielen, singen und tanzen vortrefflich, sie haben ihre Sinne derart verfeinert, daß die eine von dem Schnurren eines Rades, die andere von dem Geruch eines kurzen Kohls in Ohnmacht fällt, — aber keine taugt zur Frau (I, 202). Zusammenfassend erkennt er die Hauptfehler der Mädchenerziehung in dem zu großen Verstande, der schönen Lektüre und dem überaus zärtlichen Herzen (I, 208).

Möser ist der Ansicht, daß weder Beruf noch Natur der Frau eine hohe intellektuelle Ausbildung verlangen, und nennt sie darum eine Schnurre (I, 94). Das Weib sei viel weniger als der Mann beherrscht von der Vernunft, sondern in seinem Wesen einem Totaleindrucke vergleichbar, in allem, was es tue, durchaus geleitet von seinem Gefühle und Triebe, seine Handlungsweise das componere furtim (IV, 26; 50; 72).

Die schöne Lektüre und das überaus zärtliche Herz stehen nach Mösers Ansicht in ursächlichem Zusammen-

hange. »Die empfindsamen Bücher verstimmen die ganze menschliche Natur und verbreiten eine schleichende Schwäche durch alle Nerven. Anstatt einer wahren, starken Natur entsteht eine gemachte und gekünstelte, eine kranke Einbildung tritt an die Stelle einer richtigen Vorstellung« (III, 61). *Abeken* berichtet in seinen »Erinnerungen«[1]), daß in den siebziger und achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts auch in Osnabrück die Empfindsamkeit die Jugend beherrscht und die ganze Natur umnebelt habe, und Möser spricht schon in den »Gemälden« (30) von ihr als einer frommen, freundlichen und lieblichen Schlafsucht. Das »himmelblaue Mädchen« beklagt sich über die Anrede »Zärtliche Freundin«, weil ihm die beiden R darin durch die Seele kratzten (IV, 102). Die Kammerjungfer erzählt, daß ihr junges Fräulein das Täubchen bedaure, dem der Hals umgedreht, und die Ente, der der Kopf abgehackt werden solle, daß der verfeinerte Sinn des Fräuleins aus der Natur nichts als den flüchtigsten Duft genieße, daß es nichts als das Säuseln der Zephire, das Gelispel der Blätter und das Rieseln des von ihm sogenannten Silberbaches vernehme, und daß es bei einem Unglücke weder Hand noch Fuß rühre. Dem gesunden Empfinden der Kammerjungfer erscheint die Empfindsamkeit, worin man immer weine, bebe, zittere und erstarre, worin man die Natur zum schönen Spielwerk gebrauche, als ein Fieber der Seele, das jetzt epidemisch auftrete, und gegen das man beizeiten etwas gebrauchen müsse (III, 61). Mit dem Magister tröstet es Möser, daß der Brand nicht im Brotkorn, sondern nur in den Nelken sei, die ja die Natur mit guter Absicht nicht wider die Nachtfröste gehärtet habe. Damit äußert er wieder einmal seine Lieblingsidee, daß die Natur der durch ihre Bildung und Lebensweise geschwächten besseren Stände zu ihren Zwecken gar nicht bedürfe, da sie im Bauernstande genügend Nahrung finde (III, 61). Den

[1]) S. 14.

reisenden Franzosen läßt er über die Bauernfrauen Osnabrücks urteilen: »Sie haben nichts von dem Gelispel, von der zärtlichen Mattigkeit, nichts von der zitternden Empfindsamkeit und überhaupt nichts von der unaussprechlichen Morbidezza, welche die geringste Bürgersfrau in Paris sich, so oft sie will, zu geben weiß« (II, 218). Eine Landedelfrau schreibt ihrer jungen Freundin: »Nichts riecht in Ihrem Briefe nach der modernen Empfindsamkeit. Sie zeigen mir vielmehr, daß Sie mit Seele und Kraft schreiben, daß Sie die beste Anlage haben, eine Mutter zu werden, die glückliche Kinder erziehen wird« (V, 50).

Gern will Möser der schönen Erziehung einigen Spielraum gewähren. Er erkennt als wesentliches und berechtigtes Ingredienz des weiblichen Charakters die Eigenliebe, die liebenswürdige Koketterie (Gem. 37). »La femme est faite spécialement pour plaire à l'homme.« Ein Gutsherr bemerkt in dem »Schreiben an seinen Herrn Schwiegervater« (I, 90): »Die heutige Erziehung der Töchter ist zwar wirklich sehr gut; man gibt ihnen feinere Sitten, Geschmack und Verstand; allein es ist auch eine notwendige Folge davon, daß die Haut auf der Zunge feiner, die Hand weicher und alle Sinne schwächer werden, als sich jene Fähigkeiten vermehren. Es ist eine sehr wahrscheinliche Folge, daß der Verstand, welcher die Wissenschaft kennt und liebt, sich ungern mit Erfahrungen in der Küche abgeben werde.« Auf keinen Fall will Möser die schöne Erziehung auf Kosten der Haushaltung und Moral gepflegt wissen. Scharf verurteilt er die Törinnen, die dadurch verleitet würden, aus ihrem Stande hinauszustreben und ihr Hauswesen in Gefahr zu bringen (I, 90/92). »Welch ein Unsegen für uns, erklärt eine verständige Gutsfrau ihrer Freundin in der Hauptstadt, wenn wir an die täglichen Assembleen wie an unser Spinnrad gewöhnt wären, wenn wir Voltairen und Popen besser als unser Intelligenzblatt und mehrere Arten von Spielen als Hausarbeiten kennten. Denken Sie nicht, daß ich das Lesen guter Schriften verachte.

Ich kenne den Wert derselben sehr gut, hüte mich aber sehr davor, daß ich meine Empfindung nicht aus meinem Stande gewöhne und das Lesen bloß zu einer notwendigen Ausfüllung meiner Langenweile machen« (II, 85/86).

Um ihre Tochter zur tüchtigen Hausfrau zu erziehen, gewöhne sie die Mutter, das Nötige und Nützliche allein schön und angenehm zu finden (I, 127; V, 4), und es durch ihrer Hände Arbeit vermehren zu können. Mit Stolz kann die Mutter der allerliebsten Braut erzählen, daß ihre Töchter alle ihre Strümpfe selbst strickten, sich ihre Kanten und Linnen selbst machten, bunte Zeuge von Baumwolle und allerlei Garn webten, und da sie ein wenig zu zeichnen und malen verständen, zum Guten den Glanz und den Schimmer fügten; glücklich preist sie das Land, wo das Mädchen das beste Garn zu spinnen wisse (I, 213, 214, 215).

Um seine Pflichten als Gattin und Mutter erfüllen zu können bedürfe das Weib der körperlichen und moralischen Gesundheit. Ängstlich müsse ein junges Mädchen seinen guten Ruf bewahren. Er sei wie ein weißer Atlas, dem auch der geringste Schatten einen Widerschein gebe (Gem. 46). Die Mutter kleide ihre Töchter einfach und naturgemäß, um dem jugendlichen Körper seine freie Entwicklung zu gestatten. Der Witwer rühmt an seiner verstorbenen Frau: »Ihre emsigen, reinlichen und munteren Kinder verkündigten der Mutter Lob vor aller Augen« (I, 206). Eine Gutsherrin bestätigt die Bemerkung des Hausvaters der Spinnstube, daß ein gesunder und reinlicher Mensch von Natur das starke Recht habe uns zu gefallen (I, 132), indem sie meint: »Das gesunde Kind, welches mir in einem reinlichen und stumpfen Rocke entgegenspringt, küsse ich mit Empfindung, wenn ich die Staatspuppen unserer Frau Amtsschreiberin sehr gelassen vorbeineigen sehe« (II, 88). Und die liebenswürdige Kammerjungfer behauptet gar, ein hübscher weißer Strumpf habe allemal den größten Einfluß auf die moralische Bildung des Menschen (II, 45).

c) Mösers Nationalismus im Gegensatz zu dem Kosmopolitismus der Aufklärung.

Wie schon erwähnt griff die deutsche Aufklärung im Gegensatz zur englischen und französischen nicht auf das politische Gebiet über, sie war mehr theoretisch als praktisch.[1]) Deutschland war durch den großen Krieg gut-, blut- und mutarm geworden, er hatte es in politische und sittliche Abhängigkeit gezogen. Die Kriege mit Ludwig XIV. waren nicht geeignet, den deutschen Nationalgeist zu wecken, und die Taten und der Ruhm Friedrichs des Großen waren zu lokal und zu vorübergehend, als daß sie die dauernde Empfindung nationaler Größe hätten wirken können. Alle im Rückschritte und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjektiv; objektive soziale Strömungen sind die Merkmale der aufstrebenden Kräfte des Volkes. »Die Deutschen um 1790, urteilt *Freytag*, waren immer noch Privatmenschen. Das Interesse an dem Staat, an den höchsten Angelegenheiten der Nation war noch nicht ausgebildet.«[2]) In *Gellerts* sämtlichen moralischen Vorlesungen war auch nicht mit einem Worte die Rede von den Pflichten gegen die Nation.[3]) Kaiser und Reich fanden in der Literatur kaum Erwähnung. *Nicolai* bezeichnete den deutschen Nationalcharakter als ein »politisches Unding« (X, 68).

»Der nationalen Bedürfnislosigkeit entsprach als Gegenstück ein liebenswürdiger und neidloser Kosmopolitismus.«[4]) Je mehr eben die Aufklärung auf das geistige Gebiet beschränkt blieb, desto mehr war sie international. »Die Bildung war in ihren Grundlagen ein vom Volksgeiste

---

[1]) Vergl. *Biedermann*, »Deutschland i. 18. Jahrh.« II, 2, S. 219. *Hettner*, »Geschichte der deutschen Literatur« usw. III, 2. S. 158.

[2]) *Freytag*, »Bilder a. d. deutschen Vergangenheit.« »Aus neuer Zeit.« II, 320.

[3]) *Biedermann*, »Deutschland i. 18. Jahrh.« II, 2, S. 53.

[4]) *Lamprecht*, »Deutsche Geschichte.« Ergzbd. II, 2, S. 57. Vergl. *Wundt*, »Ethik«. I, 409.

Unabhängiges, das in der Allgemeingültigkeit der Erkenntnis und des Geschmacks die Nationen verband.«[1] Die Gelehrsamkeit hat nach Mösers Ausdruck ein solches *air étranger*, daß sich der Nationalcharakter darunter beinahe ganz verliert (IX, 243). Der Kosmopolitismus galt als Ausdruck der Kulturhöhe und der Humanität, der Patriotismus als Vorurteil, als Engherzigkeit. Man riet den Deutschen: »Zur Nation Euch zu bilden, das hofft Ihr Deutschen vergebens. Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen Euch aus!« Auch die Philanthropen nahmen die kosmopolitische Tendenz der Aufklärung auf. *Basedow*, der zum Wohle der Menschheit seziert sein wollte, schrieb in der Einladung zur Prüfung am Philanthropin: »Wir sind Philanthropen oder Kosmopoliten, Rußlands oder Dänemarks Souveränität wird in unsern Lehren und Urteilen nicht nachgesetzt der Schweizerischen Freiheit. Der Zweck der Erziehung muß sein, einen Europäer zu bilden, dessen Leben so unschädlich, so gemeinnützig und zufrieden sein möge, als es durch Erziehung veranstaltet werden kann;« und in seiner Philosophie bekannte er: »Das menschliche Geschlecht ist mir wichtiger als das Vaterland.« Wie Basedow waren die besten Männer jener Zeit nicht bodenständig, sie wechselten ohne Patriotismus oft Ort und Land ihrer Tätigkeit.

Justus Möser bildet eine rühmliche Ausnahme. Mösers Bildnis in der Walhalla trägt die Unterschrift: »Möser hatte die Stelle eines Osnabrückschen Anwalts des Vaterlandes; der von Deutschland war er.« *Schmidt* bekundet:[2] »Das Interesse ging mehr auf die Menschheit im allgemeinen, man mußte sich gefallen lassen, für einen Sonderling zu gelten, wenn man sich um besondere Verhältnisse kümmerte, in höherem Sinne geschah es nur von Justus Möser.« *Bayer*[3] bemerkt: »Möser

[1] *Dilthey*, »Die deutsche Aufklärung« usw.

[2] *Schmidt*, »Geschichte des geistigen Lebens« usw. II, 394.

[3] *Bayer*, »J. Mösers staatsrechtl. und volkswirtschaftl. Ansichten.« S. 3.

war ein Patriot im gewichtigsten Sinne des Wortes zu einer Zeit, wo der Patriotismus noch nicht Zeitrichtung und Schlagwort war. Sah er sich doch veranlaßt, seine praktischsten Projekte dem widerstrebenden Geist seiner Epoche gegenüber bloße patriotische Phantasien zu nennen.« *Pfister*[1]) sagt von Möser, daß dieser durch alle Stufen der deutschen Aufklärung mit vorangegangen sei, ohne jedoch seine originellen deutschen Grundzüge aufzugeben. *Abeken* schreibt (I, 32): »Das Vaterland war ihm das Höchste, und niemand hat einen höheren Begriff von ihm gehabt als er.« *Roscher*[2]) meint, Mösers Eigentümlichkeit falle mit allgemeinen Charakterzügen der deutschen Nation zusammen, die von uns nie ohne Verlust unsrer nationalen Größe, ja Existenz völlig könnten aufgegeben werden. *Goethe*[3]) nennt ihn, den »herrlichen Möser«, den Ersten unter den bewährten Männern des Vaterlandes. Bedarf es eines weiteren Urteils?

α) Die Erziehung zu nationalem Selbstbewufstsein.

Möser hat aber nicht nur selbst den höchsten Begriff vom Vaterlande und seinem Volkstum, sondern er sucht ihn auch seinen gegenwärtigen und zukünftigen Mitbürgern beizubringen. Er beklagt es, daß die Deutschen zu viel vom Auslande bezögen, so daß sie mit der Zeit vielleicht sogar ihr Brot aus Amerika erhalten müßten (I, 103), daß die deutschen Ströme und Häfen ihrem Vaterlande ungetreu und dem Fremden dienstbar seien, daß jedes Städtchen bloß nach seiner Politik und der Wohlfahrt des Reiches zuwiderhandle (I, 105), daß die Deutschen also kein Nationalinteresse zeigten, das doch zum allgemeinen Reichsbesten soviel beitragen werde (II, 320), daß ihr Nationalcharakter der sei, keinen zu haben (IX, 244; 106), und daß keine nationalen Groß-

[1]) *Pfister*, »Geschichte der Teutschen.« V, 634.
[2]) *Roscher*, »Geschichte der Nationalökonomie.« S. 501.
[3]) *Goethe*, »Aus meinem Leben.« Ende des 13. Buches.

taten große Empfindungen anregten. »Wir Deutschen, äußert er, haben höchstens nur Vaterstädte und ein gelehrtes Vaterland, was wir als Bürger oder als Gelehrte lieben. Für die Erhaltung des deutschen Reichssystems stürzt sich bei uns kein *Curtius* in den Abgrund« (IX, 139). Mit Stolz gedenkt er dagegen der Zeit des Faustrechts, worin unsere Nation das größte Gefühl der Ehre, die mehrste körperliche Tugend und eine eigne Nationalgröße gezeigt habe, und der mächtigen Herrschaft der Hansa (I, 395; 337). Immer und immer wieder sucht er mit Eifer und Verständnis den Deutschen die Werte des eignen Volkstums klar zu machen, für deutsche Art und Sitte, deutsche Sprache, Geschichte und Literatur zu begeistern und damit von der Überschätzung des Ausländischen zu heilen. *Roscher*[1]) nennt die Hauptschriften Mösers mit ihrem nationalen Inhalte einen tatsächlichen Protest gegen die herrschende Ausländerei jener Zeit. In dem Aufsatze »Es ist allezeit sichrer Original als Kopie zu sein« (I, 222) zeigt Möser, wie lächerlich sich das Bild eines deutschen Mannes in einem französischen Rahmen ausnehme, wie der Deutsche aber auf Anerkennung rechnen könne, wenn er sich in seiner Eigenart behaupte. »Die wahre Ursache, erklärt er in Übereinstimmung mit *Herder*, warum Deutschland seit den Zeiten der Minnesänger wieder versunken, so lange in der Kultur und der schönen Wissenschaft überhaupt zurückgeblieben ist, scheint mir hauptsächlich darin zu liegen, daß wir immer von lateinisch gelehrten Männern erzogen sind, die unsere einheimischen Früchte verachteten und lieber italienische und französische von mittelmäßiger Güte ziehen als deutsche Art und Kunst zur Vollkommenheit bringen wollten . . . Sie zogen Zwergbäume und Spalierbäume und allerlei schöne Krüppel, die wir mit Strohmatten wider den Frost bedecken, mit Mauern an die Sonne ziehen oder mit kostbaren Treibhäusern beim Leben

[1]) *Roscher*, »Geschichte der Nationalökonomie« usw., S. 503.

erhalten mußten« (IX, 142). »Meiner Meinung nach müssen wir also durchaus mehr aus uns selbst und aus unserm Boden ziehen als wir bisher getan haben« (IX, 151). Das deutsche Volk, das doch zur Größe bestimmt sei (I, 397), solle nicht bei Griechen, Lateinern und Franzosen zu Markte gehen und dasjenige von Fremden borgen, was es selbst daheim haben könne; es solle selbst seine Eichen so ziehen, daß sie den höchsten, härtesten und reinsten Stamm gäben (IX, 138).

β) Die Erziehung zu nationalem Klassizismus.

Während die unbefriedigende Gegenwart die Besten der Deutschen zu den Griechen führte, während die meisten im griechischen Volke und seiner Kunst das Menschheitsideal suchten, wendet sich Möser dem Studium des eignen Volkstums zu und bemüht sich zu zeigen, daß das deutsche Volk in seiner Entwicklung hinreichende Bildungselemente für seine Jugend besitze. »Mit der gleichen Liebe und dem kongenialen Verständnis, mit dem sein Zeitgenosse *Winckelmann* die Reste antiker Kunst studierte und phantasievoll in ihrer Herrlichkeit zeigte, hat Möser die Vergangenheit unseres Volkes aufzuhellen versucht.«[1]) Die germanische Urzeit feiert er mit derselben Begeisterung wie *Klopstock*. Hier findet er Stoff zu seinem Trauerspiel »Arminius« mit Vorbildern von deutschem Heldenmut, deutscher Treue, Zähigkeit, Freundschaft und Sittsamkeit. Die alten Deutschen erscheinen ihm in ihren Einrichtungen durchaus nicht als »die Klötze«, wie man sie sich gemeiniglich beim ersten Anblick des Tacitus einzubilden pflege (IX, 204). Er hebt hervor, daß die Römer, »die von aller Welt anerkannten Oberrichter«, den Deutschen einzig und allein die Ehre erzeigt hätten, ihre Einrichtungen und Sitten mit Aufmerksamkeit zu betrachten (V, 121). Die alt-

[1]) *Rausch*, »Deutsch-evang. Blätter.« 17. Jahrg. Vergl. *Vogt* u. *Koch*, »Geschichte der deutschen Literatur.« II, 259.

germanische Rechtspflege ist ihm so zweckmäßig, daß er ihre alten Reste, die in Osnabrück mit der römischen Rechtsgelehrtheit um die Herrschaft stritten, zu erhalten sich bemüht. »Die Kunst« der Vorfahren sieht er in den politischen Verfassungen, wodurch sie sich bei Ehre und Freiheit erhielten, und in ihrer Nationalerziehung: »Von der körperlichen Erziehung der Deutschen, schreibt er, haben wir keinen vollständigen Begriff mehr ... Ihre sittliche Erziehung muß sehr vollkommen gewesen sein, weil sie die Ehe für sehr heilig hielten, eine Ehebrecherin gar nicht unter sich duldeten, einem Mädchen keinen Liebesfehler verziehen und die Jünglinge in solcher Zucht hielten, daß sie vor dem 25. Jahre sich .....« (V, 122; IV, 15).

Die offenbarste Erscheinung der Nationalität, die Sprache, in ihrer Klarheit und Tiefe zu erschließen, ist Mösers heilige Aufgabe. Es ist ein Nationalwerk, daß er mit Begeisterung und Geschick die deutsche Sprache und die Anfänge einer nationalen Literatur gegen die Angriffe Friedrichs des Großen verteidigt[1].) *Goethe* schreibt aus diesem Anlaß an Mösers Tochter, die Frau von Voigts: »Es ist gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er sein Volk auch vor der Welt und ihren Großen bekennt; denn er hat uns doch eigentlich in dieses Land gelockt und uns weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt, als zu durchstreifen erlaubt werden wollte« (X, 243). Möser empfiehlt, die Schriften unsrer alten Dichter, die im Sinne Homers geschrieben hätten, besser zu nützen und an dem Silbertone ihrer Sprache uns zu ergötzen (II, 247). In einem Briefe an Gleim teilt er mit (X, 206), daß er selbst beabsichtigt habe, alle Werke der deutschen Dichter, die bis zum Ende des 15. Jahrhunderts geschrieben hätten, herauszugeben, um sie dem Volke zugänglich zu machen. »Die Überbleibsel der wahren, unverfälschten und gleich-

[1]) In der Schrift »Über die deutsche Sprache und Literatur.« IX, 144.

wohl zierlichen alten deutschen Sprache« (X, 207) sind ihm bessere Reliquien als die Knochen aller 11 000 Jungfrauen zu Köln (X, 237). Er wünscht wie Herder, daß ein »Bürger« die alten Volkserzählungen sammle (X, 234) und jemand die deutsche Sprache so studiere wie Winckelmann die Antiken (X, 150). Das Studium der leblosen Antike habe seinen Heyne, das der lebendigen in Deutschland noch nicht (V, 145). Durch seine etymologischen Versuche (X, 158) bemüht er sich, Verständnis für die deutsche Wortbildung und -bedeutung zu wecken. »Wenn irgend einer, so darf Möser als Freund und Erforscher deutschen Volkstums neben Jakob Grimm den Ehrenplatz fordern.« [1]) In der Mundart wertet Möser die Sprache des Volkes, besonders schätzt er an ihr die »Physiognomie des Ausdrucks«, die der deutschen Schriftsprache fehle (VI, 237; IV, 5; V, 82; X, 227). Er dankt Lessing, daß dieser glückliche Wendungen, Bilder und Ausdrücke aus jener in diese übertragen und somit gleichsam nationalisiert habe (X, 152, 154). Dagegen möchte er die deutsche Sprache gereinigt sehen von dem Kauderwelsch der Fremdwörter und dem schwülstigen, unklaren Stil der Juristen, den er eine absichtliche Barbarei nennt, womit sich das Vaterland zum Hohngelächter mache (III, 113). Anstatt die Kinder Französisch lernen zu lassen (I, 209), lasse man sie fleißig im Erzählen sich üben: »Die Kunst zu erzählen, erfordert eine eigne Geschicklichkeit, und sie sollte billig mehr als andere studiert werden, da sie in der Tat wichtiger ist und einem öfter als andere freie Kräfte zu statten kommt. Gleichwohl wird sie jetzt ganz vernachlässigt« (III, 152).

---

[1]) *Vogt* u. *Koch*, »Geschichte d. deutschen Literatur«, II, 216 *G. v. Loeper* (Hempelsche Goethe-Ausgabe, 22. Bd., S. 444) erklärt: »Mösers poetisierende und phantasierende Auffassung altdeutscher Rechtsverhältnisse bezeichnet eine Vorstufe der spätern wahrhaft geschichtlichen und wissenschaftlichen Forschungen, namentlich auch der *Grimm*schen.«

Die Zurückweisung des Ausländischen ist bei Möser nicht etwa die Folge der Unkenntnis oder der Mißachtung des Fremden. Er sagt selbst, daß nicht leicht jemand Corneille oder Voltaire höher schätzen könne als er (IX, 144), er bekennt, wie sehr ihm das Französische Bildungsmittel gewesen ist, er erzählt in einem Briefe an Nicolai (X, 190), daß er seine ersten Schulübungen nach Marivaux gemacht und damals seinen St. Evremont mehr als zehnmal durchgelesen habe, und daß dieser Schriftsteller jetzt noch sein Liebling sei. Er beherrscht neben der französischen die englische und italienische Sprache und Literatur, wie die »Patriotischen Phantasien« überall erkennen lassen, und hat sich viel mit Homer und den alten römischen Historikern beschäftigt. An Friedrich dem Großen schätzt er die Feinheit der französischen Bildung, recht groß erscheint ihm aber der König erst da, »wo er sich als Deutscher zeigt, wo Kopf und Herz zu großen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten« (IX, 157).

d) Mösers Wertung der gesellschaftlichen Erziehungsfaktoren im Gegensatz zu der Überschätzung der staatlichen Schule durch die Aufklärung.

α) Die Schule als Erziehungsfaktor.

Der Vernunft- und Aufklärungskultus des 18. Jahrhunderts führte zur Überschätzung der Schule als Erziehungsstätte. Die Errichtung von Schulen betrachtete man als Aufgabe des alles beglückenden Wohlfahrtsstaates. Der berühmte erste Satz des zwölften Artikels im allgemeinen Landrecht für Preußen besagte: »Schulen sind Veranstaltungen des Staates.« Möser ist ein scharfer Gegner der Zentralisations- und Bevormundungssucht des Polizeistaates. Der einzelne stehe dem Staate nicht als Atom, sondern als Glied der Gemeinschaft gegenüber. So ist für Möser auch die Erziehung nicht zunächst Aufgabe des Staates, sondern Sache seiner sozialen Gemeinschaften und der in ihnen wirkenden Lebenskräfte. Seine Forde-

rung »Alles für den Staat!« ergänzt er durch den Zusatz »Nichts durch den Staat!« Aber nicht nur in seiner Abneigung gegen alle Uniformierung und Zentralisierung, sondern auch in der Betonung der Berufserziehung und der moralischen Bildung und in seiner Geringschätzung des theoretischen Unterrichts hält Möser die Schule für kein allzuwichtiges Glied im Staatsorganismus.

Nicolai stellt zwar fest: »Möser hat viel dazu beigetragen, den Schulunterricht, soweit er auf Religion, das Schreiben und Rechnen geht, im Stifte Osnabrück zu verbessern« (X, 52), Nach *Abekens* Mitteilung (X, 115) erwirkte Möser den evangelischen Bewohnern katholischer Kirchspiele die Erlaubnis und die Mittel zum Bau eigner Schulen, ein Verdienst, das *Mollenhauer*[1]) sehr hoch anschlägt; einen großen Teil des durch Aufhebung des Nonnenklosters Berßenbrück flüssig gewordenen Geldes wurde auf Mösers Anregung »zum Besten der fast gar nicht fundierten katholischen Schulmeister« verwandt (V, 132); auf seine Veranlassung steuerte Osnabrück fünfzig Taler zur Unterhaltung des Philanthropins in Dessau bei;[2]) sein Name stand unter den Subskribenten des Basedowschen »Elementarwerkes« (I, 21). Aber man findet in den »Patriotischen Phantasien« nie einen Vorschlag zur Verbesserung der Schulen (mit Ausnahme der Forderung von Realschulen), zur Vermehrung des Unterrichts, zur Hebung der wirtschaftlichen Lage oder der Bildung der Lehrer. Die Kinder gehen nur »dann und wann« in die Schule, zu dem Küster, einem Mann, »der kaum den Sonnenzeiger an der Kirche richtig zu stellen weiß« (I, 298). Der westfälische Schulmeister unterrichtet 373 Kirchspielskinder (I, 322), im Sommer geht er nach Holland zum Torfstechen (II, 236), er sucht nach der Beschwerde des Schutzjuden (III, 107) durch allerlei ergötzliche und bedenkliche Mittel seine Einkünfte zu erhöhen:

---

[1]) *Reins* Encyklopädie.

[2]) *Müller*, »Mösers Ansichten über Erziehung« usw. S. 4, Anm.

er verpachte den Schall der Glocken und lasse, so oft eine Leiche sei, die Bauern, wenn sie nur gut bezahlten, nach Gefallen läuten, er habe auf jedes Lied, das er bei der Leiche singe, eine Taxe gesetzt, und wer das längste und schönste haben wolle, müsse auch am meisten bezahlen, er verkaufe ein Mittel wider die »blaue Milch«. Der Schulmeister ist der einzige, den der reisende Gascogner auf seiner Wunderreise einiger Aufmerksamkeit würdigt, eine Auszeichnung, die dem Lehrer nicht gerade zum Lobe gereichen kann (II, 46).

Die Zustände der Schulen in Osnabrück waren damals nicht besser als fast allerorts.[1]) *Stüve* berichtet in seinen »Erinnerungen«, daß die Schulen Osnabrücks, besonders das Ratsgymnasium, das Möser besuchte,[2]) im »kläglichsten Zustande« sich befänden, daß die Lehrer untüchtig und pedantisch, die Schüler roh und zügellos seien.[3]) Eine scharfe, abfällige Kritik an den damaligen Verhältnissen am Ratsgymnasium übt auch *Abeken*[4]): Kein einziger seiner Lehrer ist ohne große Fehler: der erste ergibt sich dem Trunke, der zweite ist hypochondrisch, der dritte ohne Zucht, der vierte ein Pedant, der fünfte eine Karikatur, der sechste ohne Takt und der siebente und beste gelehrt, aber ohne pädagogisches Verständnis. Über die Landschulen im Münsterlande berichtet *Overberg* nach einer Revisionsreise 1783: »In den Bauernschaften und in den meisten Dorfschulen hielt ein Tagelöhner im Winter Schule, der im Sommer entweder bei den benachbarten Bauern oder in Holland für Tagelohn

---

[1]) Vergl. *Paulsen*, »Gesch. d. gel. Unt.« I, 607. *Stephan*, »Urkundl. Beitr.« usw. *Landenberger*, »Das deutsche Volksschulw. vor 100 Jahren.« *Salzmann*, »Karl von Karlsberg.« *Freytag*, Bild. aus der deutschen Vergangenheit.« »Aus neuer Zeit.« S. 122.

[2]) *Runge*, »Geschichte d. Ratsgymn.« erzählt S. 63 u. 64, daß Möser als 12- und 18jähriger Schüler an den Schulaufführungen des Ratsgymn. beteiligt gewesen sei.

[3]) Vergl. *Schmidt*, »Gesch. d. geist. Lebens« usw. II, 209.

[4]) *Abeken*, »Erinnerungen« usw., S. 16/17.

Feldarbeiten verrichtete. Der Unterricht war auf das Auswendiglernen des Katechismus und Lesen beschränkt, doch brachten bei weitem nicht alle Kinder im Lesen es so weit, daß sie in der Folge ein Gebetbuch gebrauchen konnten.« [1] [2])

β) Die Familie als Erziehungsfaktor.

Da Möser das Erziehungsprinzip nicht im Intellektualismus, sondern Utilitarismus und Moralismus sieht, erkennt er den wichtigsten Erziehungsfaktor in einer vollkommenen geistigen uud körperlichen Umgebung. Die Normalerziehungsanstalt ist ihm darum die Familie. In ihr finde die Sitte ihren stärksten Rückhalt, sie fordere zur Teilnahme an ihren Lebensinteressen auf und gebe ihren heranwachsenden Gliedern ein bestimmtes Gepräge. Die materielle Lage der Familie bestimme den Platz, den ihr Mitglied in der Gesellschaft einnehmen solle, die Sitte erwecke des Sohnes Liebe zum Berufe des Vaters, obgleich dem Knaben jede andere Wahl freistehe. Möser hat selbst die Segnungen eines harmonischen Familienlebens kennen gelernt. Seine Erziehung war der Gegenstand der Fürsorge eines tatkräftigen, derbverständigen, ernsten Vaters und einer feinsinnigen, gefühlvollen und phantasiereichen Mutter (I, 43; X, 128). »Ein Vater, urteilt der weise König trotz des beobachteten Mißerfolgs einer väterlichen Erziehung, kann sich zwar hierin leicht an seinem Sohne versündigen, aber ein andrer noch mehr« (III, 240). In dieser »ersten und besten Gesellschaft« sollen die Kinder »zum Nutzen der allgemeinen aufwachsen und frühzeitig die Empfindungen von Ordnung und Schönheit empfangen, welche diesen großen Teil ihrer Ökonomie unter allen Völkern erhalten« (IX, 42).

---

[1]) *Krabbe*, »Leben Bernhard Overbergs.« S. 36.

[2]) Vergl. *Nicolais* Urteil über den Zustand der Universitäten. X, 10—12. *Zöllner*, »Patr. Phant.« I, VIII.

Die Bedeutung der Familie als seiner Baumschule würdige der Staat durch politische Bevorzugung und Schutz ihrer Ehrenhaftigkeit: »Es ist unpolitisch, dem ehelosen Leben im bürgerlichen Stande gleiche Wohltaten mit dem ehelichen zu verleihen, weil der Hausstand einer Familie dem Staate mehr nützt und beiträgt als der Stand loser Gesellen, es ist unpolitisch; den Hurkindern einerlei Ehre mit den echtgebornen zu geben, weil dadurch der stärkste Beweggrund für die Ehe wegfällt; es ist unpolitisch, den unglücklichen Müttern jener verbotenen Früchte ihre vorige Achtung zu erhalten, weil eben die Furcht vor dem Verlust derselben das wahre Mittel sein soll, die Ehe zu befördern« (II, 165). Der Staat respektiere die Autonomie der Familie. Der Hausvater herrsche auf seinem Hofe als König (VI, 19). »Ich wollte glauben, schreibt ein Edelmann seinem Nachbar, die Bestrafung der Unzucht, der Untreue und anderer Verbrechen von Kindern und Gesinde könnte der väterlichen und hausherrlichen Gewalt solange überlassen werden, bis der eine oder der andere Teil den Beistand der Gerichtsbarkeit suchte. Wenigstens scheint mir eine gar zu frühe Einmischung der letzten in häusliche Verbrechen sehr bedenklich zu sein, da diese in der Stille mehr als durch öffentliche Beschimpfungen gebessert werden können« (IV, 167).

Die Erziehungspflicht der Eltern bezeichnet Möser als eine Aufgabe, deren Reiz die Natur mit allen Mitteln erhöht habe: »Wenn ich gleich zugeben muß, daß die Selbstliebe den wahren Grund der Liebe eines Vaters gegen seine Kinder enthalte, weil sich in diesem Mittelpunkte aller Neigungen alle Strahlen treffen, so ist doch in der Empfindung eines Vaters gegen seine Kinder etwas, welches sich in allen andern Arten von Liebe nicht findet. Die Natur hat nichts Unreifes hervorgebracht, welches sie nicht auch zugleich in den Stand gesetzt, reifer und vollkommener zu werden. Sie hat Kindern glückliche Mängel und Vätern die sanfte und nächste

Verbindlichkeit aufgelegt, solche zu ersetzen; sie hat den Vätern an den Kindern und den Kindern an den Vätern sichere Stützen in unvermögenden Jahren bereitet und das Wohlverhalten der Kinder gegen die Eltern zur strengsten Pflicht gemacht und durch alle Arten von Religionen geheiliget, um das Vergnügen einer der schönsten Handlungen durch dieses Mittel zu stärken und zu versichern .... Sie entlehnt Ähnlichkeit von den Vätern und schenket sie den Kindern, um diese notwendigen Triebe auch sogar durch eine süße Schmeichelei zu verstärken. So vorsichtig geht die Natur in ihrer wichtigsten Arbeit zu Werke .... Welch eine schmeichelnde Versuchung ist es nicht, ein rechtschaffener Vater zu sein, wenn so viele Süßigkeiten mit diesem Namen vermischt sind, wenn wir in den jugendlichen Herzen unserer Kinder unsern eignen Abdruck wahrnehmen und in ihrer Betrachtung diejenigen unschuldigen Jahre noch einmal durchleben, wo wir zum erstenmal die angeborene Lust der Bewunderung, die Reize der Neuigkeit, die lebhafte Sehnsucht empfanden, als unser weiches Herz um die lieblichen Gestalten der Tugend floß und sich nach ihrem Bilde formte! Wie stark ist ein solcher Trieb zum Vergnügen! Wie würdig ist hier das Ziel des Ehrgeizes« (IX, 42/43).

Möser beklagt es, daß mancher Vater mehr Liebe gegen die ersten Pfirsiche, welche auf einem von ihm selbst gezogenen Baume gewachsen, als gegen seine wohlgeratenen Kinder zeige, daß mancher Vater bei der Bewunderung seiner gelehrten Geburten die Erziehung seines einzigen Sohnes vergesse (IX, 41). Er bedauert, daß die vornehmen Klassen das Beispiel leichtfertigster Mißachtung und Verletzung der erzieherischen Aufgaben der Ehe gäben, daß viele Frauen durch den Einfluß ihrer widernatürlichen, den Körper verbildenden Kleidung völlig unfähig geworden seien, gesunde Kinder zu zeugen und zu ernähren, daß sie die Erfüllung der Mutterpflichten für pöbelhaft hielten und in ihrer Vergnügungssucht die

Kinder dem Verkehr und der Pflege des Gesindes überließen, was die Jugend an Körper und Seele schädigen müsse. Mit Schrecken sieht er es an, daß das tägliche Stadtlaufen die Bauernfrauen ihren Kindern entziehe (II, 254). Er bemängelt den sozialen Mißstand, daß die Kinder der Hollandgänger und der einheimischen Tagelöhner der Fürsorge der Eltern sehr entbehren müßten: »Des Sommers laufen beiderlei Kinder, sobald sie einen Stecken aufheben können, hinter den Kühen; und wenn die Zeit vorbei ist, jagt sie die Mutter in die Schule, oder sie liegen beim Herde, und das größere wartet das kleinere. Die Mutter liegt im Garten oder auf dem Lande zu arbeiten, der Vater ist auf Tagelohn; und wenn die Kinder des Hollandgängers oder des einheimischen Tagelöhners nach Brot schreien, so währt dieses so lange, bis sie von selbst wieder aufhören oder von der Mutter gestillet werden« (I, 195). Die Gutsherren macht Möser auf die Bedrohung der sittlichen Reinheit der Kinder ihrer Leibeigenen durch den frühzeitigen Verkehr mit dem Gesinde aufmerksam: »Grausam ist es, daß ein guter Vater sein sechszehnjähriges Mädchen dem Mutwillen der Köche und Bedienten bloßstellen muß« (IV, 334). Gern läßt er sich dagegen den Tadel des reisenden Franzosen gefallen, daß dieser es unerhört finde, daß in Westfalen alle verheirateten Weiber Kinder und oft sehr viele hätten, daß sie ihre edelste Zeit mit deren Erziehung zubrächten, und daß es dort Männer gäbe, welche dergleichen Kindermütter mit zärtlichen Augen ansehen könnten, da doch allein dem Pöbel obliege, die Welt zu bevölkern (II, 220).

Besonders der Abend vereinige die Familie. Er solle »unter Rädern und Kindern« verbracht werden. Der Knabe dürfe dann nicht bei dem Hofmeister, das Mädchen nicht bei der Französin sitzen, die Mutter müsse das Spiel ihrer Kinder der besten Operette vorziehen (I, 130; III, 26). Diese gemeinsamen Abende sollen zugleich der Herrschaft Gelegenheit bieten, auf das Gesinde erzieherisch einzuwirken (II, 260; III, 47). Da man einmal die Be-

rührung der Kinder mit dem Gesinde nicht vermeiden könne, müsse man eben suchen, sie durch moralische Erziehung des Gesindes so unschädlich wie möglich zu machen. Als wichtigstes Mittel, um Knechten und Mägden Fleiß und Redlichkeit beizubringen, dient dem Musterhausherrn der Spinnstube die Anregung des Ehrgefühls, die Erzeugung von Selbstachtung im Gesinde durch liebevolle Behandlung, öfteren Verkehr mit der Familie und das Vorbild der Herrschaft. »Ich erniedrige mich nicht zu ihnen, erzählt er, ich erhebe sie zu mir. Durch die Achtung, welche ich ihnen bezeige, gebe ich ihnen eine Würde, welche sie auch im Verborgenen zur Rechtschaffenheit leitet. Und diese Würde, dieses Gefühl der Ehre dient mir besser als andern die Furcht vor dem Zuchthause. Wenn sie des Abends zu uns in die Stube gelassen werden, haben sie Gelegenheit, manche gute Lehre im Vertrauen zu hören, welche sich nicht so gut in ihr Herz prägen würde, wenn ich sie ihnen als Herr im Vorübergehen mit einer ernsthaften Miene sagte. Durch unser Vertragen gegen sie sind sie versichert, daß wir es wohl mit ihnen meinen, und sie müßten sehr unempfindliche Geschöpfe sein, wenn sie sich nicht darnach besserten. Ich habe zugleich Gelegenheit, ohne von meiner Arbeit aufzustehen und meine Zeit zu verlieren, von ihnen Rechenschaft wegen ihrer Tagesarbeit zu fordern und ihnen Vorschriften auf den künftigen Morgen zu geben« (I, 143). Seinem Beispiele folgt seine Tochter Selinde: »Wenn die langen Winterabende herankamen, ließ sie die Hausmägde, welche sich daher ebenfalls überall reinlich halten mußten, mit ihren Rädern in die Spinnstube kommen. Man sprach sodann von allem, was den Tag über im Hause geschehen war, wie es im Stalle und im Felde stände und was des andern Tages vorzunehmen sein würde. Die Mutter erzählte ihnen auch wohl eine lehrreiche und lustige Geschichte, wenn sie haspelte. Die kleinen Kinder liefen von einem Schoße zum andern, und der Vater genoß des Vergnügens, welches

Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er seine Hände bei einem Fisch- oder Vogelgarn beschäftigte und seine Kinder durch Fragen und Rätsel unterrichtete. Bisweilen ward auch gesungen, und die Räder vertraten die Stelle des Basses. Um alles mit wenigem zu sagen, so waren alle notwendigen Vorrichtungen in dieser Haushaltung so verknüpft, daß sie mit dem mindesten Zeitverlust, mit der möglichsten Ersparung überflüssiger Hände und mit der größten Ordnung geschehen konnten« (I, 129).

γ) Der Gemeingeist und die öffentliche Meinung als Erziehungsfaktoren.

Die weitere Umgebung, unter deren Einfluß der einzelne bei seinen Handlungen steht, ist die Gesellschaft. Wie Locke und Montesquieu wertet Möser in dem Geiste und dem Urteile der Gesellschaft, der öffentlichen Meinung, wirksame erzieherische Faktoren. Ein kräftiger Gemeingeist äußert und erzeugt sich nach Mösers Ansicht nur in der lebendigen Bewegung eines Staates in allen seinen Gliedern, in der kräftigen Anteilnahme eines jeden Bürgers an den Angelegenheiten der Gesellschaft, gleichsam in einer politischen Schwärmerei (III, 68). Ihn gelte es mit allen Mitteln, besonders einer »dazu eingerichteten Erziehung«, zu erhalten und zu erregen (III, 68). Darin sieht Möser den »hohen Stil der Kunst unter den Deutschen« (I, 395): »Die Masse des Staates muß in einer beständigen Gärung und die Kräfte, welche seine Erhaltung wirken, in einer anhaltenden Arbeit sein, wofern seine Einwohner groß und glücklich sein sollten« (III, 89). Um ein Volk groß zu machen, dürfe man es nicht nur belehren, sondern müsse es in einer großen Tätigkeit und einer solchen beständigen Krisis unterhalten, in welcher es immerfort seine Kräfte anspannen und durch den Gebrauch derselben die Summe des Guten in der Welt vermehren könnte (III, 88).

Möser lobt den Geist in den Zeiten des Faustrechts, welcher nicht in Stein und Marmor, sondern am Menschen

selbst gearbeitet und sowohl seine Empfindungen als seine Stärke auf eine Art veredelt habe, wovon wir uns jetzt kaum Begriffe machen könnten (I, 396). Er verweist auf die Wirkung der Turniere, wobei sich der Geist von mehr als einem Lykurg gezeigt habe (I, 397), und rühmt an England, daß dort ein hohes Interesse die menschlichen Kräfte anspanne und sie ein höheres Ziel erreichen lasse als irgendwo, daß dort eine außerordentliche Menge von Seelenkraft immer in Bewegung sei, daß dort der geringste Mann das allgemeine Wohl zu seiner Privatangelegenheit mache, daß dort Redner, Dichter und Schriftsteller nicht bloß mit flüchtiger Hand für den Unterricht und das Vergnügen arbeiteten, sondern mit ihrer Begeisterung dem Staate zu Hilfe kämen und, durch große Beweggründe erhitzt, jede nützliche Wahrheit in ihr höchstes Licht setzten, daß dort alle Satyren, Komödien und Sittenlehren, ja oftmals auch die Predigten mit den Staatsgeschäften in der genauesten Beziehung ständen (III, 90). Er bedauert, daß in Deutschland ein Nachbar sich um die Aufführung des anderen nicht weiter kümmere, als es die Neugierde erfordere; mit einer solchen Denkungsart würden wir nie arbeitsame, fleißige und mäßige Bürger erziehen. Die Schuld dieser politischen Gleichgültigkeit findet Möser in den heutigen Verfassungen (III, 69; 70).

Um eine starke Entwicklung aller Staatskräfte zu ermöglichen, müsse die Verfassung; den einzelnen Kräften Freiheit gewähren, aller individuellen Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit Raum geben (I, 397). Der Zwang beschimpfe und mache aus mutigen, fleißigen und lebhaften Bürgern eine träge, verzagte Herde (I, 235). Es scheint Möser nicht genug, daß ein Land mit Macht und Ordnung regiert werde, sondern es müsse dieser große Zweck auch mit der möglichsten Zufriedenheit aller derjenigen, um derentwillen Macht und Ordnung eingeführt seien, erreicht werden (III, 93). Man erlaube darum ruhig der einen Partei, den Kopf auf der rechten, der andern auf der linken Seite zu tragen (I, 421). Der konservative Staats-

mann erwägt sogar, ob nicht alle hundert Jahre eine Generalrevolution in den Köpfen der Menschen zu befördern wäre, um eine Gärung in der sittlichen Masse des menschlichen Geschlechts und mit Hilfe derselben bessere Erscheinungen, als wir sie jetzt hätten, hervorzubringen (V, 180). Unsere neuen Gesetze aber bänden dem Menschen Hände und Füße (I, 398). Sie seien zu allgemein und zu gleichförmig, nur geeignet für Schafsmenschen (III, 90), sie machten das ganze Menschengeschlecht immer einförmiger, raubten ihm seine wahre Stärke und erstickten in den Werken der Natur wie der Kunst manches Genie (III, 67). Wir entfernten uns damit immer mehr von dem wahren Plane der Natur, die ihren Reichtum in der Mannigfaltigkeit zeige, und bahnten den Weg zum Despotismus, der alle Federkräfte unterdrücke (II, 90), alles nach Regeln zwingen wolle und den Staat desto armseliger und trockener mache (II, 21). In England lebe man dagegen wie in einem großen Walde, wo man den Löwen brüllen, den Hengst wiehern, die Krähe krächzen, den Heger schreien und den Frosch quaken lasse und sich an dieser Mannigfaltigkeit der Natur ergötze (III, 94).

Da Möser in dem Altruismus eine geläuterte Selbstliebe sieht, so ist ihm die zweite Triebfeder zum Gemeinsinn, zu Fleiß und Redlichkeit, und darum das zweite notwendige Moment einer guten Verfassung die Anregung des Ehrgefühls: »Wenn wir aufrichtig reden wollen, so müssen wir gestehen, daß bei jedem Menschen die Empfindung der Ehre am stärksten unter allen wirke (II, 303).« »Sie ist in unseren heutigen Verfassungen noch fast das kräftigste Mittel, den Menschen zu edlen Taten und kühnen Aufopferungen zu bringen . . . Der geringste Bediente, der geringste Handwerker ohne Ehrgeiz ist insgemein ein schlechter Mensch (IV, 88).« »Die Leidenschaft der Ehre, die Patrioten, Helden und Redner bildete, die in bürgerlichen Kriegen mit einem festen Auge das Ziel erfaßte, über den Abgrund hinwegsetzte und entweder siegte

oder starb, findet zu wenig Arbeit«. Der Grad der Ehre bestimme sich nach der moralischen und wirtschaftlichen Tüchtigkeit des einzelnen und der verschiedenen Stände, die man allein durch diese kluge Verteilung der Ehre in ihrer »glücklichen Gradation« erhalten könne (I, 278).

Unermüdlich kämpft Möser gegen die neumodische Philosophie und das Christentum, die den Bürger mit dem Menschen verwechselten, alle Unterschiede in der Wertung auszugleichen suchten und dadurch das Ehrgefühl schwächten (II, 164). Zu seiner Stärkung und Anreizung müsse die öffentliche Kirchenstrafe für gefallene Mädchen (V, 107), die Schande der Huren und Hurenkinder, die Möser Geschöpfe nennt, die nur zwei Beine und keine Federn hätten (II, 8; I, 367), bestehen, Armut verächtlich bleiben (I, 158), seien die »Bienen« zu ehren, die »Hummeln« aber zu beschimpfen (I, 232), die Verbrecher sichtbar zu brandmarken. Allgemeine Feste mögen nach altdeutschem Brauche Gelegenheit geben, den Ruhm des tüchtigen Mannes und durch Ausschluß davon die Pflichtvergessenheit des lauen Bürgers zu veröffentlichen. Ehrenämter mögen dem Ehrenmanne übertragen werden. An Stelle der stehenden Heere, die doch nur geschleuderte Massen ohne Seele seien und keiner persönlichen Tapferkeit Raum gäben (I, 396), solle eine Bürgermiliz treten. Eine allgemeine Nationaluniform möge die Würde der Bürger, welche im gleich rühmlichen Verhältnisse zum allgemeinen Besten steuern und sich als ehrenhafte Männer betragen, äußerlich erkennen lassen (II, 66). Ja sogar die »Ehre nach dem Tode« solle als Ansporn zu gemeinnütziger und sittlicher Tätigkeit genutzt werden. Möser mahnt, dem zwar unerklärbaren, aber immer doch natürlichen und nützlichen Triebe, sich ein Andenken nach dem Tode zu stiften (IV, 169; I, 147; II, 315), Rechnung zu tragen.[1]) Das Begräbnis bleibe die

[1]) Möser bestimmte, daß er selbst erst sieben Tage nach seiner Auflösung und zwar am Abende begraben werde, damit die Leute wissen möchten, daß er gestorben sei. »Berl. Monatsschr.« März. 1794.

Ehrensäule des guten Bürgers und der Triumph des Patrioten, es verkünde des rechtschaffenen Mannes Lob und das allgemeine Leid des Staates und muntere andere zur Nachahmung auf (I, 437).

Die Anregung des Ehrgefühls durch das Urteil der Gemeinheit will Möser auch in der Jugenderziehung verwertet wissen. Von den alten Chatten erzählt er, daß sie, um den jungen Seelen die Grundsätze von Ehre und Schande einzuprägen, einen Schandorden eingeführt hätten, den jeder Jüngling solange habe tragen müssen, bis er einen Feind erlegt habe, und bemerkt dazu, diese Erfindung sei gewiß um einen Grad feiner als die Ritterorden in den Philanthropinen (IV, 18). Er verweist auf eine kleine Kolonie in Pennsylvanien, die sich vom Spinnen und Weben ernährte: »Alle ihre Kinder gingen mit bloßen Köpfen und Füßen, mit einem kurzen Überzuge gekleidet. Im siebenten Jahre erhielten sie eine bessere Art von Kleidung, wenn sie bei einer angestellten öffentlichen Prüfung die ihnen vorgeschriebenen Stücken Garn spinnen konnten. Diejenigen, so dieses nicht konnten, durften ihren Überzug nicht ablegen und mußten ihn solange tragen, bis sie ihre Geschicklichkeit erlangt hatten. Wer zugleich in diesem Jahre fertig lesen konnte, wurde zu gewissen, für die Jugend eingesetzten Spielen zugelassen. Das Recht Strümpfe zu tragen erwarb man sich, sobald man solche selbst knütten konnte; und zur Heirat wurden keine zugelassen als diejenigen, so den Preis im Weben davongetragen hatten« (III, 70). Der Brauch des Dorfschulmeisters in dem Osnabrückschen Kirchspiel Langenberg, das, was seine Schüler die Woche über geschrieben hatten, sonntags vor der Kirche auf einer Tafel zur Schau auszustellen, um das Interesse der Eltern und den Eifer der Schüler zu beleben, erscheint Möser so schön und wohlangemessen, wie ein Orden für das Verdienst (III, 139; II, 264).

δ) Die Gruppen der Gesellschaft als Erziehungsfaktoren.

Wie die Gesellschaft im allgemeinen, so wirken nach Mösers Erfahrung namentlich die verschiedenen Gruppen in ihr, die Vereine und Stände, auf ihre Mitglieder stark erzieherisch. Oft spricht er von dem notwendigen Hange des Menschen zu beruflichen, geselligen, moralischen und religiösen Verbindungen und weiß ihre Bedeutung für bürgerliche und sittliche Zwecke, für Fleiß und Redlichkeit nicht genug hervorzuheben. Z. B. schreibt er: »Es finden sich unzählige Leute im Staate, die Redlichkeit und Geschicklichkeit besitzen. Beide Tugenden liegen aber wie unsere Heiden brach und ungenutzt, weil ihre Besitzer nicht das Vermögen haben, sie urbar zu machen. Bloß die Religion oder eine moralische Vereinigung kann hier aushelfen« (II, 136; V, 87).

Das wirksamste Moment, wodurch die Vereinigungen erzieherisch wirken, liegt Möser in der Standesehre. Sie verleihe dem einzelnen Gliede Selbstgefühl und schaffe damit einen wichtigen wirtschaftlichen und moralischen Faktor. Die Entwicklung eines Standes steige und falle mit dem Grade seiner Ehre. Möser freut sich des Bauern, der ohne Verlegenheit mit dem größten Herrn spreche (VI, 98), des Handwerkers, der sich über dem Krämer und dem Bedienten erhaben fühle, des Kaufmannes, der nicht erst nötig habe, sich durch Adelsbriefe und adlige Heirat seiner Töchter erheben zu lassen (III, 120). Um die Standes- und Berufsehre zu erhalten, gestatte man den Vereinen, Zünften und Gemeinden Selbstverwaltung, lasse man genosse Richter, also Männer, die den gleichen Verhältnissen angehören, in den Sachen ihrer Mitglieder urteilen, verschließe man sie unehrenhaften Leuten. »Man hasse, man verfolge, man geißele den schlechten Kerl, aber man ehre seinen Stand nach dem Maße, wie er im gemeinen Wesen nötig und nützlich ist« (III, 121). Mit besonderem Eifer tritt Möser für die Wahrung der Ehre des Handwerkerstandes ein. Das Handwerk könne nur

dadurch wieder gehoben werden, daß reicher Leute Kinder sich in diesen Stand begäben, daß man dem Bürger das alte Recht, die Waffen zu tragen, zurückerstatte, ihn zur Besetzung von Ehrenämtern heranziehe, die Autonomie der Zünfte wahre und sie den Hurenkindern streng verschließe. »Ich weiß gar nicht, was die großen Politici denken, schilt ein Ehrenmitglied des löblichen Schneideramtes über das neulich zustande gekommene Reichsgutachten betreffs der Aufnahme dieser Kinder, sie wollen Kunst und Ackerbau heben und beschimpfen doch beides. Sind denn der Hurkinder so viel oder verdient der Ehestand so wenig Beförderung, daß andrer ehrlicher Leute echte und rechte Kinder ihnen zu Gefallen die Werkstätten räumen müssen? .... Der Mangel an Ehre in Deutschland ist schuld gewesen, daß alle jungen Leute, die Geld im Beutel und keine Grütze im Kopfe haben, lieber studieren und Bedienungen suchen, als in die Werkstatt gehen wollen« (II, 159/160).

Eine besondere erzieherische Aufgabe teilt Möser dem obersten Stande, dem Adel, zu. Es ist ihm eine geschichtliche Wahrheit, daß die Lebensanschauung der unteren Stände sich nach derjenigen der oberen richte. Der Adel blicke nicht mit Verachtung auf die niederen Klassen herab, von der Ehre der Gemeinen hänge der Geist des Regiments ab (I, 116), sondern suche in ihnen ein richtiges Gefühl von Ehre zu erzeugen und sie dadurch zu guten Haushaltern und vermögenden Pächtern zu machen (III, 233).[1])

[1]) Vergl. das Kapitel über die Erziehung des Adels.

II. Mösers individualpädagogische Anschauungen.

»In der Zeit des Individualismus herrschte eine sozialpsychische Durchbildung der Einzelpersönlichkeit vor, die zwar dahin führte, daß diese sich loslöste von der sogenannten Gebundenheit des Mittelalters, d. h. von ihrer innigsten Bestimmtheit durch eine objektiv gegebene, mit dem Begriff des Wunders operierende und im Christentum verkörperte Weltanschauung, die aber noch nicht soweit führte, daß das innerlich freigewordene Individuum sich nun voll als Subjekt fühlen sollte: sich für stark genug erachten sollte, diesen höheren Grad innerer Freiheit nun im entschiedensten und ständigsten Austausche seiner Erfahrungen mit andern Individuen kraftvoll und selbstbewußt, als Subjekt, zu behaupten.«[1]) Erst der Subjektivismus, der auf den rationalistischen und uniformistischen Individualismus im 15. Jahrhundert als natürliche Reaktion folgte, bot der Innerlichkeit, der Persönlichkeit, der Eigenart des Menschen Äußerungsmöglichkeit.

Trotzdem daß Möser in der Schule der Aufklärung gebildet ist, wächst er doch darüber hinaus und leitet hinüber zum Subjektivismus. Er selbst ist eine kräftige und originelle Persönlichkeit, alle seine Schriften deuten darauf hin (X, 5,78). Dilthey rechnet ihn neben Semler, Winckelmann, Hamann, Hippel und Herder zu den »naturgewachsenen Originalmenschen, die aus der Enge

[1]) *Lamprecht*, »Deutsche Geschichte.« Ergzbd. II, 2, S. 60.

deutscher Verhältnisse sich erheben und an denen davon immer noch etwas haften bleibt.«[1]) Auch lebte Möser inmitten origineller Verhältnisse und Menschen. Abeken erzählt in seinen »Erinnerungen«, daß unter den Bürgern Osnabrücks die Originale so mannigfaltig gewesen seien, daß sie ganze Dutzende von Komödien hätten ausstatten können.

Nach den sozialpolitischen und -pädagogischen Anschauungen, womit Möser auf Ein- und Unterordnung des einzelnen in die Gemeinschaft drängt, Forderungen, die er bis zu den härtesten Konsequenzen durchführt, könnte man allerdings der Meinung sein, daß er den Eigenwert und die Eigenart des Individuums dem Ganzen aufopfere, Entselbstigung verlange. Ohne Schädigung der Persönlichkeit, ohne »Abrichtung« des einzelnen geht diese Einkettung auch nach Mösers Erkenntnis nicht ab.[2]) Aber überall merkt man sein Bemühen, den einzelnen als Ganzes dem Ganzen anzuschließen. Ist ihm der Staat nicht wie den Aufklärern eine Maschine, sondern ein Organismus, so auch der einzelne nicht nur ein Rädchen in dieser Maschine, sondern ein Organismus im Organismus. Der ganze sinnlich-sittliche Mensch widme sich mit all seinen Kräften und Trieben der Gesellschaft.

Möser haßt die Einförmigkeit, sie gilt ihm gleich mit Verarmung. Gerade das Eigenartige, Selbständige, die erfrischende Ursprünglichkeit einzelner sei das belebende Moment in Gesellschaft und Staat. Ohne individuelle Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit könne eine Nation nie zur wahren Größe gelangen. Er verurteilt den Despotismus, wo der Fürst von seiner unzugänglichen Höhe auf den niedern Teil der Menschen als auf veredelte Insekten herabschaue (IX, 10). Vorbildlich er-

[1]) *Dilthey*, »Das 18. Jahrhundert« usw. Vergl. »Allg. deutsche Biographie.«

[2]) Vergl. die Kapitel über die Erziehung des Gelehrten und des Handwerkers.

scheinen Möser die Bildungen der Natur, die unerschöpflich in ihren Gestalten sei (IX, 68), die die Einförmigkeit dergestalt hasse, daß sie auch nicht einmal die Pflanzen von einer Gattung sich vollkommen ähnlich gemacht habe (IV, 43; IX, 146). Homer ist sein Liebling, weil er die Mannigfaltigkeit in ihrer wirklichen Größe schildere (I, 134). Er belächelt Gottscheds Formalismus. Rousseau, der alle Regeln und Gesetze seiner Zeit um sich herum stehen oder fallen gelassen habe, um aus sich selbst zu schöpfen und seine Empfindungen allein auszudrücken (IX, 151), möge noch so sehr getadelt werden, so bleibe doch die Stärke und die Wissenschaft solche zu beschreiben allemal ein wesentlicher Vorzug (I, 398). Die Ritter des Faustrechts, diese Götz-Naturen, und die zeitgenössischen Engländer sind ihm die ganzen Menschen (I, 398)[1]). Er bewundert die griechischen Kunstwerke und die römischen Gesetze, denen nie allgemeine Meinungen, sondern individuelle Fälle zugrunde lägen (II, 21). Er will den wuchernden Reichtum des Eigenartigen in seinem Lande erhalten, er vertritt die Selbstherrlichkeit der ständischen Gruppen und der Familie und bei aller Begeisterung für deutsche Größe doch den kleinstaatlichen Partikularismus, weil ihm auch jeder Kleinstaat als Individualität erscheint.[2])

Die politisch nützliche Erkenntnis: »Es ist allezeit sichrer, Original als Kopie zu sein«! macht Möser auch zum Leitsatz seiner Pädagogik: Man erziehe den Menschen zur naturvollen Persönlichkeit, nicht zum Individuum, aber zur Individualität.

Der Subjektivismus zeigte in seinem Persönlichkeitskultus zwei Auswüchse: das Geniewesen und die Empfindsamkeit. Beiden gemeinsam ist die Loslösung vom all-

[1]) »Der hohe Styl der Kunst unter den Deutschen.« Dieser Aufsatz erschien drei Jahre vor Goethes »Götz« und hat nach *Schmidts* Urteil (Sch., »Gesch. d. geist. Lebens« usw, II, 545) großen Einfluß darauf ausgeübt.

[2]) Vergl. *Goethe*, »Dichtung und Wahrheit.« 15. Buch.

täglichen, gesellschaftlichen Leben. Das Genie durchbricht ungestüm die Schranken der sozialen Sitten und Gesetze, es verwirft alle allgemeingültigen Normen und folgt nur seinen Eingebungen. Der Empfindsame zieht sich von der nüchternen, rauhen Wirklichkeit zurück, verweigert seine Teilnahme an den Aufgaben der Gemeinschaft und sucht seine Befriedigung in dem Reichtum und der Elastizität seiner Gefühle. Möser mit seinem gesunden Sinn für das Leben will bei aller Betonung der Persönlichkeit jeden Konflikt mit der Wirklichkeit vermieden wissen. Die Individualität bleibt ihm Werkzeug der Sache. Sein Ideal ist der mitten im Leben stehende und in ihm seine Kraft betätigende, mit seiner Eigenart das Gemeinwohl fördernde Mensch. Die wesentlichen Merkmale der Persönlichkeit sind ihm Aktualität und Moralität, denn sie sind ihm zugleich die Grundpfeiler der Gesellschaft. Darum wendet sich Möser gegen den Geniekult und die Empfindsamkeit.[1])

Damit der Mensch seine Stellung in der Gesellschaft ausfülle, behalten nach Mösers Überzeugung für die Menge die Regeln, deren Zahl allerdings sehr zu beschränken sei, immer ihren großen Wert, wenngleich das wahre Genie wie der Seiltänzer durch seine Kunst oder der Reiter durch einen Sprung über die Hecke von dem gebräuchlichen Fußwege, der sicher zum Ziele führe, abweichen dürfe (III, 254; V, 74). Aber auch das Genie sei dabei nicht über jedes Maß erhaben. Wie der Adler in seinem Fluge seinen Weg weit über der Bahn der andern Vögel suche und doch der Sonne nicht ungestraft zu nahe kommen dürfe, so habe auch der geistige Flug des Genies sein Maß und Ziel, er sei, wenn auch nicht regelrecht, so doch nicht regellos. Wenn *Schlosser* behauptet:[2]) »Nicolai und Möser waren allem Genialen und

[1]) Über die Empfindsamkeit handelt schon die Erziehung der Mädchen.

[2]) *Schlosser*, »Gesch. d. 18. Jahrhunderts« usw. II, 530.

Originellen, wenn es nicht unmittelbar praktisch anwendbar war, feindlich gesinnt«, so hat er nicht so ganz unrecht, trägt aber, wenigstens bei Möser, viel zu stark auf. Möser wendet sich weniger gegen das wirkliche Genie als vielmehr gegen den Geniekult. Die Welt beanspruche brauchbare, zähe und ruhig arbeitende Männer. Es sei bedauerlich, daß es daran fehle, während die Genies auf der Heide wildwüchsen und Geniesamen lastenweise zu haben sei (IV, 37; X, 172). »Die jungen Genies, klagt der erfahrene Kanzler, wissen die gemeinsten Sachen nicht anzugreifen, sie sind allumfassend und allzugewaltig, besitzen Horn- und Stoßkraft, wollen die Natur gebären helfen und können kein Protokoll abfassen« (IV, 93). Gegen *Rousseaus* Erziehungsmethode, die der menschlichen Natur ohne Rücksicht auf die Verhältnisse der Gesellschaft folgte, wendet sich Mösers Aufsatz: »Wie ein Vater seinen Sohn auf eine neue Weise erzog« (III, 240). Ein Vater, führt Möser aus, habe seinen Sohn ganz philosophisch erziehen lassen: Der Junge habe mit bloßen Füßen auf Steinen und ohne Hut im Regen gehen müssen, und damit er fein wahr in seinen Reden, recht stark in seinem Vorsatze und in allen Ausführungen unerschrocken werden möchte, so habe er jede Sache ausdrücken müssen, wie er sie erkannt und empfunden habe, und sein Wille habe nicht gebeugt werden dürfen. Der Sohn sei darnach an den Hof des Königs gekommen. Bald aber sei er hier unmöglich geworden, denn er habe die Gewohnheit gehabt, allen Lügnern in das Gesicht zu speien und jedem Verleumder auf der Stelle einen Zahn auszuschlagen. Der weise König, um sein Urteil über eine derartige Erziehung befragt, habe die Antwort gegeben, daß, wenn denn Hunde, Katzen, Mäuse und Vögel zusammen in einem Korbe oder einer Kammer leben sollten, wie denn die Welt nicht groß genug wäre, um einem jeden Tiere sein besonderes Revier zu geben, sie eben so erzogen werden müßten, wie es bisher Brauch gewesen sei, also in Anpassung an die umgebenden Verhältnisse. Mösers

eigner Bruder Zacharias war ein Typus des Geniewesens; er erging sich auf allerlei Sonderwegen und kam zu keiner geordneten Tätigkeit (I, 44/45). Von Möser selbst erzählt *Abeken* (I, 47), daß dieser in der Kindheit lebhaft und ausgelassen und zu abenteuerlichen Streichen aufgelegt gewesen sei, daß aber schon der Jüngling den Schranken der Sitte sich gefügt habe, und daß zu jener Lebendigkeit jene eigentümliche Gravität getreten sei, die sich in seiner lebendigen Tatkraft überall äußere.

A. Mösers Lebensphilosophie als Basis seiner individualpädagogischen Ansichten.

Geben die politischen Anschauungen Mösers das Ziel der Erziehung in der Bildung des zukünftigen Staatsbürgers zu einer werktätigen und sittlichen Persönlichkeit, so gründen sich die entsprechenden pädagogischen Maßregeln, die Erziehungsweise und -mittel auf seine Ansichten über die geistige und sittliche Natur des Menschen, auf seine philosophischen Meinungen. Es folge darum zunächst eine kurze Darlegung der philosophischen Ansichten Mösers, soweit sie in den pädagogischen Anschauungen ihren Reflex finden.

a) Allgemeiner Charakter der Philosophie Mösers.

Mösers Philosophie ist nicht begrifflich geklärt, sondern intuitiv und empirisch und darum lückenhaft, aber auch biegsam und vielseitig. Sie entspringt nicht abstrakten Ideen und Spekulationen, sondern der offenen Betrachtung der Wirklichkeit mit der Fülle der Erscheinungen und der Vielgestaltigkeit des Menschlichen. Sie ist mehr auf das Praktische als das Metaphysische gerichtet, sie ist entstanden wie das gesunde Kunstgefühl des Weinhändlers (IV, 10), durch die Gewinnung vieler und richtiger Tangenten im Verkehr mit den Menschen (IX, 252; X, 90). Sein Beruf als Jurist verbietet ihm, den Menschen künstlich in einen fremden Ideenkreis zu heben, mit philo-

sophischen Problemen zu spielen (IX, 264), sondern zwingt ihn, das Objekt in den nächsten, gewöhnlichsten Beziehungen des alltäglichen Lebens zu beurteilen, das Pro und Contra einer Sache sachlich abzuwägen, die Erscheinungen und Gegenstände mehr zu werten als zu ergründen.

Der Wert, die Würde, das Glück des Menschen lag der Aufklärung in der göttlichen Gabe der Vernunft. Sie galt ihr als der klare Grund aller Verhältnisse, mochten sie nun psychologischer, erkenntnistheoretischer, ethischer oder religiöser Natur sein. »Es erschienen bei der Isoliertheit des seelischen Lebens der Individuen, urteilt *Lamprecht*, die Willenskräfte der Seele . . . . als untergeordnet, als grundsätzlich gleichsam geleugnet, als jedenfalls minder wichtiger Teil der menschlichen Individualität. Und noch geringer wurde das Gebiet der Affekte, das Gemütsleben und die eng mit ihm verknüpfte Tätigkeit der Phantasie . . . . eingeschätzt . . . . Und Wille wie Trieb und Gemüt wie Phantasie galten als nichts denn als von der Vernunft zu beherrschende und ständig zu leitende, ihr also untergeordnete, praktische Auswirkungen der Seele.« [1])

Möser denkt praktischer. Im liegt der Wert des Menschen nicht in der Rezeptivität, sondern in der Spontaneität, nicht im Wissen, sondern im Handeln; in dem Tun des Menschen offenbaren sich ihm aber mehr die Triebe und Leidenschaften als die Vernunft. Als Aktionäre der allgemeinen Vernunft erscheinen ihm die Menschen gleichförmig und apathisch, in der Ursprünglichkeit und Verschiedenheit des Mystisch-Intuitiven, der Triebe, Neigungen und Affekte dagegen eigenartig und eigenmächtig. »Der Mensch scheint mir ein Tier zu sein, welches seinen Trieben und seinem Bedürfnis gemäß handelt« bedeutet er Voltaire (IX, 256). Die Gefühle, Triebe und Neigungen seien das treibende und leben-

[1]) *Lamprecht*, »Deutsche Geschichte«. VIII, 5.

wirkende Moment, die Spannkräfte, die nach Auslösung strebten, die großen Hebel aller menschlichen Geschäfte, die Fittiche zu großen Taten, die notwendigen Winde auf dem Ozean des Lebens (V, 226; X, 41). Luthers Größe, so beweist er in der Apologie Luthers gegen Voltaire (V, 226), habe darin bestanden, daß die Natur dem Reformator heftige Leidenschaften gegeben habe, ein Mensch ohne große Leidenschaften werde weder ein ausgezeichneter Betrüger noch ein großer Mann sein.

Somit verneint Möser die Omnipotenz der Vernunft, er behauptet vielmehr den Primat der Gefühle, Neigungen und Triebe und stellt sich damit auf die Seite Rousseaus und Shaftesburys (IX, 6).

b) Psychologisches.

Nicht nur der Wirkung, sondern auch der Anlage und Entwicklung nach gelten Möser die Neigungen und Leidenschaften als das Primäre: »Ehe die Tugend unsere Schritte lenkte und die Vernunft unsern Pfad bereitete, waren sie da. Wir fühlten Mitleid, ehe die Religion uns lehrte barmherzig zu sein, und die notwendigen Reizungen der Schönheit erhielten den Beifall unserer Empfindungen, ehe der Verstand ihren Wert untersuchte« (IX, 13).

Nur spät und langsam entwickle sich die Vernunft und mache die Handlungen, nachdem sie bereits triebartig geschehen seien, zum Gegenstand ihres Urteils. Diese kontrollierende und regulierende Tätigkeit der Vernunft erkennt Möser als berechtigt und nötig an. Er vergleicht die Leidenschaften mit den Pferden, die Vernunft mit dem sie zügelnden, aber doch auf sie angewiesenen Kutscher.

Aber die Beherrschung der Leidenschaften durch die Reflexion sei eine unsichere: »Der Verstand, welcher dem Menschen zum Haushalter seiner Neigungen gegeben ist, äußert sich anfangs in dunklen Begriffen, folglich ist er gar nicht imstande, die Neigungen zu regieren« (Gem. 38, 39, 40). »Es sind gewisse Lieblingstriebe, welche

alle Gestalten annehmen können und unsern Verstand, wenn er auch noch so sehr aufmerksam und wachsam ist, dennoch hintergehen« (Zusch. 19; Gem. 37). »Das Herz hat allemal den Verstand betrogen« (IV, 183). Darum gelte es, eine Leidenschaft durch die andere zu beherrschen, gegen eine an sich schlechte Neigung eine gute als Gegengewicht zu benutzen, den Gegenmuskel zu stärken: »Nichts in der Welt ist gewisser, als daß eine Begierde durch andre unterdrückt wird. Die stärkere überwindet die schwächere« (Gem. 8).

c) Erkenntnistheoretisches.

Die Annahme einer nach Zweck und Zusammensetzung besten Welt, in der alles notwendig und naturgemäß geschieht, schloß für die Aufklärung alles Übernatürliche aus. Möser parallelisiert dem Dunkeln, Triebartigen in der menschlichen Natur das Unerkennbare, Geheimnisvolle in der Welt. Im Anfange erzählt er, hätten ihm die Lehrmeister, welche die Stimme der Vernunft und Wahrheit zur einzigen, würdigen Führerin freier Menschen machen wollten, gefallen, aber nach einiger Überlegung habe er angefangen zu zweifeln, ob wir je in den Tempel der Wahrheit durchdringen und zu einer vollkommnen Gewißheit gelangen könnten (V, 291); und überzeugt erklärt er: »Große Erkenntnis machet großen Zweifel, zu einer vollkommnen Wissenschaft ist keine Hoffnung in der Welt« (Gem. 157).

Das Unerforschliche ist Möser nicht nur tatsächlich, sondern auch beglückend für den Menschen. Er erkennt in der menschlichen Natur einen gewissen Hang zum Wunderbaren, zum Außerordentlichen, zu Geistern, Gespenstern, Vorgeschichten, heimlichen Naturwirkungen und anderen Dingen, welche auch oft dem Philosophen das Bekenntnis abpreßten: »Ja, wir wissen noch nicht alles«. (V, 247). Es erinnert an Lessing, wenn Möser an Rousseau schreibt: »Stellen Sie sich einmal vor, daß wir einen Knorpel im Gehirn hätten, der sich bloß durch mathe-

matische Beweise behandeln ließe: Sollten wir dann wohl diese glücklichen, zärtlichen, weichlichen und leichtgläubigen Empfindungen haben, welche so vieles zu unserer Wollust beitragen?« (V, 247). Er preist Sextus glücklich, der nur soviel Einsicht hatte, als dazu erfordert werde, um mit Überlegung glücklich zu sein. Ein Mensch hingegen, der die beschwerliche Geschicklichkeit besitze, alles genau zu prüfen, gleiche dem Sohne einer vornehmen Familie, der alle Leckerbissen einer reichen Tafel kenne, aber keinen Koch finden oder halten könne, welcher sie zu bereiten imstande wäre (Gem. 15).

d) Ethisches.

Noch skeptischer als auf erkenntnistheoretischem Felde beurteilt Möser die Leistungsfähigkeit der Vernunft auf ethischem Gebiete. Die meisten Handlungen seien nicht Ergebnisse der Überlegung, sondern der Neigungen und Leidenschaften. Man könne sich bei seinen Handlungen nicht an die Schnur abgezogener Regeln halten, die man sich mit kalter Überlegung in seinem Lehnstuhle gebildet habe (IV, 26). Die meisten Menschen, behauptet Möser, seien nicht etwa aus Vernunftgründen keine Toren, sondern darum, daß die Torheit nicht genug Reizung besitze, um sie zu vergnügen (Gem. 37).

Besonders die Eigenliebe, die Begierde zu gefallen,[1]) gilt Möser als Triebfeder des menschlichen Tuns. In dem Fragment einer Selbstbiographie (X, 86) bekennt er von sich: »Die Eigenliebe triumphiert unter allen guten und schlechten Eigenschaften, die ich von mir anzugeben weiß.« Alle anderen Neigungen, auch die altruistischen, sind ihm nur Modifikationen der Selbstliebe (IX, 25—30; IV, 54, 67, 74, 80, 182; V, 86; Gem. 5, 46, 48; Zusch. 11), namentlich erkennt er in ihr die Quelle der Gottesfurcht, der Freundschaft, der Nächsten- und Vaterlandsliebe.

[1]) Diese gefühlsmäßige Eigenliebe ist wohl zu unterscheiden von der reflektierenden Selbstsucht der Aufklärungen und Lockes.

»Die natürliche Begierde zu gefallen und sich Beifall zu erwerben, welche jedes Kind, wie jeder Mensch, wohl nicht so ganz ohne Ursache in seiner ersten Anlage hat, mag eine größere Menge guter Gesinnungen und Taten hervorgebracht haben als der übertriebene Geist alles Purismus« (V, 307).

Während der aufklärerische Purismus nur der philosophischen Tugend, der guten Tat als Frucht des Verstandes, der Tugend als Erkenntnis, sittlichen Wert beimaß, findet Möser nach der Äußerung seiner Tochter »die chemische Untersuchung« der menschlichen Tugenden höchst zweckwidrig (IV, 4). Er nennt diese Optik der Moral (X, 143) eine traurige Bemühung (IX, 6); er kennt das menschliche Herz in seinen feinsten »Wölkungen« (I, 294; IV, 58, 59, 60, 67) und ist der Überzeugung, daß die reine Tugend in keiner menschlichen Seele anzutreffen sei (X, 86): »O wie viele Schelmerei wohnt in dem menschlichen Herzen, und wie viele angenehme Stunden könnten wir uns verschaffen, wenn wir solche einander mit aller Aufrichtigkeit eröffneten und die Naturgeschichte unserer Tugenden nicht hämisch, aber fromm und wahr beschrieben« (IV, 70, 71). In der Abhandlung »Über den Wert wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften« (IX, 3 ff.) schildert Möser den Einfluß, den glückliche Neigungen und Leidenschaften auf die moralische Tugend seines Freundes, des Herrn von dem Busshe, geübt haben. In Absicht der Wirkung, meint Möser, tue es zur Sache wenig, ob man aus freier Wahl oder aus freier Neigung tugendhaft sei (IX, 7): »Die Leute, welche von der Falschheit der menschlichen Tugenden schreiben, wollen immer Fumet ohne Fäulung und Blitze haben, die nicht zünden .... Wir wollen aufrichtig zu Werke gehen und die Tugend bloß für die Taugsamkeit oder die innere Güte eines jeden Dinges nehmen. Die Größe des Verdienstes eines Menschen sollte sich nach der Menge der Wirkungen, welche das menschliche Geschlecht davon zieht, bestimmen« (Gem. 15, 17; I, 197).

So ist Mösers Moral dem Zwecke nach altruistisch, den Motiven nach intuitionistisch und ihrer Wertung nach relativistisch.

Sie gründet sich auf eine entsprechende Ansicht über die ethische Natur des Menschen. Möser hält weder wie der Naturalismus den Menschen für ein sittlich vollkommenes, noch wie der Pietismus und Orthodoxismus für ein verderbtes Wesen, sondern für ein Gemisch von guten und bösen Eigenschaften (Gem. 2; X, 86). Gutes und Böses, Hohes und Tiefes, Edles und Niedriges und noch viele andre Gegensätze scheinen ihm, nur in verschiedenem Grade und Verhältnisse, die Ingredienzien der menschlichen Natur zu sein. Wie kein Stück der physikalischen Welt unter dem Mikroskop seine vorige Schönheit behalte, so werde auch der Charakter des Menschen unter der Lupe des Purismus entstellt, in falschen Verhältnissen gesehen. Ja, Möser bewundert in der Zusammensetzung »widriger Ingredienzien« die Kunst des Meisters (IV, 4), in einem guten Herzen ein Meisterstück, worin die Allmacht ihr segnendes Antlitz abgedrückt habe (IX, 20), und in den Neigungen und Leidenschaften große Gaben eines weisen Schöpfers in Absicht unsrer zeitlichen Ruhe und Glückseligkeit, da der natürliche Mensch zu einer Gerechtigkeit, die vor Gott gelte, überhaupt nicht gelangen könne (IX, 5; 50; Gem. 2). Wie sich Licht und Schatten gegenseitig zu statten kämen, so auch Schwächen und Größen der Menschen, eins werde durch das andere gehoben (IV, 72); Menschen ohne jeden kleinen Fehler würden uns durch ihre Größe unerträglich sein (X, 143). »Gehört nicht ein guter Teil Grausamkeit ebensogut zur wahren Tapferkeit, als Kienruß zur grauen Farbe? Muß nicht ein Strich von Geiz durch den Charakter des Haushalters gehen, um ihn sparsam zu machen? Ist nicht Falschheit zum Mißtrauen und Mißtrauen zur Vorsicht nötig?« (Gem. 38; I, 197).

e) Religionsphilosophisches.

Mösers religionsphilosophische Ansichten sind im wesentlichen bestimmt durch die Wertung der Religion in ihrer Bedeutung für den Staat, für die Politik.[1]) Er schreibt selbst: »Übrigens bitte ich, mich nicht einer Irreligion zu beschuldigen, wenn ich die religiösen Meinungen bloß von der Seite des Vorteils betrachte, welchen sie dem Staate leisten; einer Seite, die mir immer sehr wichtig scheint, da Gott auch das Wohl der Staaten durch die Religion zu befördern sucht und uns nicht zu seinem, sondern zu unserm Glück eine Offenbarung gegeben hat. Ich tue es mit redlicher Absicht und mit Ehrfurcht für die theologischen Gründe, welche außer meiner Sphäre liegen« (V, 284; X, 138).

Daneben aber sieht Möser in der Religion ein Mittel zur Beglückung des einzelnen Menschen, eine Trost- und Gewißheitslehre (IX, 252), die die Arbeits- und Lebensfreudigkeit erhalte und das Unglück als Schickung Gottes erkläre (IX, 262, 264; IV, 24). Damit wird sie ihm zu einem individuellen Bedürfnis des einzelnen. Seine Grenzbestimmung der menschlichen Vernunft läßt ihn gegen Rousseau erklären, der Mensch sei ein Wesen, das etwas wissen und etwas glauben müsse (V, 241). Aber das Verhältnis von Wissen und Glauben sei bei jedem verschieden je nach der Größe der Gabe der Vernunft. Möser hält die Grenze zwischen beiden Gebieten zwar nicht für aufhebbar, wohl aber für verschiebbar. Gott habe die Seelen der Menschen nicht nach einem Maßstabe gemacht, so wenig als er sie alle zu Königen und Weltweisen berufen habe. Ein großer Teil scheine unfähig zu sein, gewisse Wahrheiten und Folgen zu begreifen (V, 238). Sehr weise Gesetzgeber und Stifter hätten eine geheime Religion von der öffentlichen unterschieden und damit eine sehr große Einsicht in die mancherlei Fähig-

[1]) Vergl. das Kapitel über die Religion als Staatsangelegenheit.

keiten der Menschen bewiesen (V, 231). Der Mensch sei eben ein Tier, das an der Kette seiner Einbildungen liegen solle, etliche brauchten einen Klotz von fünf Zentnern, um nicht mit der Kette wegzulaufen, andere lägen vielleicht geruhig an einem Lote, die Religion aber müsse beides, den Klotz und das Lot für Millionen von Einbildungen haben (V, 240). Der Menge des Volkes müsse darum die Religion als Beglückungs- und Hausmittel (V, 71) mehr Sache des Gefühls, vor allem des Gefühls der Abhängigkeit von dem übersinnlichen Grunde ihres Daseins, als des Verstandes, mehr formale Wahrheit und Offenbarung, als Spekulation sein.

Die Färbung seiner Äußerungen über Religion bald durch politische, bald durch eudämonistische Forderungen lassen Mösers eigne Stellung dazu nicht ganz sicher erscheinen. Sie ist denn auch sehr verschieden beurteilt worden. So behauptet *Schmidt*[1]): »In kirchlichen Dingen blieb Möser der bloße Jurist, er verteidigte die Religion aus Gründen politischer Opportunität, ein tiefergehendes Bedürfnis hatte er nicht . . . ., in die Tiefen des religiösen Bewußtseins einzudringen, scheint ihm die Lust wie die Fähigkeit gefehlt zu haben.« *Hettner*[2]) zählt Möser wegen der Freundschaft mit Nicolai und der Äußerung *Abekens*, daß Möser gelächelt habe, wenn von christlicher Dogmatik die Rede gewesen sei, zu den Deisten. *Zöllner*[3]) sagt gar, daß Möser sich nicht zu denen gerechnet habe, die der Religion bedürften (trotzdem, daß er ihn kurz vorher[4]) mit Nicolai nur als Anhänger der freien Richtung des Protestantismus, welchen *Semler*, *Teller* und besonders *Lessing* angebahnt hätten, bezeichnet). Diese Urteile übersehen, daß Möser sich in der Abhandlung »Über den Wert wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften« zu

---

[1]) *Schmidt*, »Gesch. des geistigen Lebens« usw., II, 222, 405.
[2]) *Hettner*, »Gesch. der deutschen Literatur« usw., III, 2, S. 252.
[3]) *Zöllner*, »Patr. Phantasie.« I, XXXI.
[4]) Ebenda. I, XXIX.

dem Materialprinzip der evangelischen Kirche bekennt (IX, 5), daß er das Christentum in seinem Gegenschreiben an Rousseau nicht nur als Jurist, sondern auch als Mensch verteidigt, und daß sein »Schreiben an den Oberrabiner« (V, 261) schließt: »Sie sind ein Philosoph, der die Unsterblichkeit der Seele wünscht, und ich bin zugleich ein Christ, der sie aus der Offenbarung glaubt.« Wenn ich auch auf Grund dieser und andrer Stellen Möser nicht zu den Anhängern des Dogmatismus rechnen oder auch nicht entscheiden will, ob er wie *Lessing* die Offenbarung nur als zeitlich und örtlich bedingt ansieht, ihr nur relativen, erzieherischen Wert beimißt, so läßt sich doch mit Bestimmtheit behaupten, daß er eine christlich religiöse Natur war. *Abeken* sagt ganz richtig (I, 54, 15, 16): »Gewiß war er und im besten Sinne des Wortes Christ, wenn auch sein freier Geist sich nicht in die zu seiner Zeit noch starre Dogmatik der Gottesgelehrten zu schmiegen vermochte.«

B. Mösers individualpädagogische Ansichten im Gegensatz zu dem Intellektualismus der Aufklärung.

Da Möser nicht zunächst in der Vernunft, sondern in den Trieben, Neigungen und Leidenschaften den natürlichen Grund der Aktualität und Moralität, der beiden wesentlichen Merkmale der Persönlichkeit, sieht, so ergibt sich die allgemeine pädagogische Forderung, daß die Erziehungskunst neben oder vielmehr vor (gradlich und zeitlich genommen) der Ausbildung des Intellekts die Entwicklung und Verwertung der Gefühle und Neigungen beachte. »Die Natur hat uns Empfindungen und Leidenschaften gegeben, welche sowohl bei kleinen als bei großen Kindern zu nutzen sind«, das ist zusammengefaßt der Inhalt des Schreibens der Mutter an einen philosophischen Kinderlehrer (II, 303). »Bildung des Herzens und des Verstandes (nicht ohne Grund wählt Möser diese Reihenfolge), schreibt Möser in dem Fragment »Über Erziehung«

(V, 70), o, mein Freund, die Worte sind schön, sie machen das letzte Resultat der Erziehung aus; und es ist billig, daß der ganze Plan von Anfang an dazu angelegt werde.«

Damit stellt sich Möser auch als Philosoph in Gegensatz zum Intellektualismus der Aufklärung, auch die folgenden pädagogischen Meinungen Mösers entspringen der Opposition. Die philosophischen Hausväter seines Jahrhunderts, führt er in dem Aufsatze »Aber die Pferde wollen auch leben« (V, 205) aus, hätten immer nur für den Kutscher, die Vernunft, gesorgt, ohne sich um den Hafer zu kümmern, der doch den Pferden, den Neigungen und Leidenschaften, gebühre. Alle praktischen Menschen aber müßten sich zunächst die Pferde, welche sie sich anschafften, besehen und dann erst den Kutscher suchen, der sie am Zügel halte und ihnen das rechte Maß des Futters zumesse. Wie schwer Möser mit seiner pädagogischen Betonung und Bevorzugung des Intuitiven, Affektvollen den Intellektualismus seiner Zeit verletzt, läßt die Rezension seiner Phantasien in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek[1]), dem periodischen Organe der Aufklärung, erkennen: »Wenn er (Möser), heißt es dort, nun bloß dunkle und ja nicht klare Ideen bei dem Menschen zugrunde legen will, zum Grunde ihrer Erkenntnis, ihrer Pflichten, ihrer Moral; wenn er verlangt, daß sie durch ein undeutliches unbestimmbares Gefühl, ja selbst durch Aberglauben, nicht durch Vernunft und Wahrheit sollen geleitet werden; . . . . wenn er in dem Schreiben an Rousseau den Beweis für die christliche Religion auf solche dunkle Empfindungen gründet; wenn er mit aller Bitterkeit gegen deutliche Wahrheiten und klare Ideen eifert; wenn er die Religionsschwärmerei unter die hauptsächlichsten Mittel zur politischen Verbesserung rechnet; wenn er Aberglauben empfiehlt mehr als alle Gründe, womit die gemeinen Leute selten recht umzugehen wüßten,

[1]) 33. Bd., 1. Stck., 1778.

usw.: Übertreibt er da nicht die Sache? . . . . Und endlich, wer kann sich erwehren auszurufen: »Gütiger Gott, wozu hast Du uns doch erschaffen? Wir erkennen nur einige Dinge als Wahrheit, und selbst was wir so erkennen, soll uns schädlich sein, und wir sollen, um glücklich zu leben, nur Aberglauben und Falschheit nachjagen? Welch trauriges Los für deine Menschen, Du ewiger Vater der Wahrheit!«

Trotz seiner Abneigung gegen den aufklärerischen Rationalismus verfällt Möser nicht in den optimistischen Naturalismus Rousseaus, der die Persönlichkeit nur als Produkt der natürlichen Entwicklung ansah und darum jeden absichtlichen erzieherischen Einfluß ausschalten wollte. »Neigungen und Verstand sind beide Gaben eines Schöpfers, sie können beide verderbt, beide aber auch natürlich, richtig und gut sein, sie können beide durch böse und gute Erziehung gelenkt und durch zufällige Umstände verändert werden,« erklärt Möser in der Abhandlung »Über den Wert wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften« (IX, 7). Ähnlich bemerkt er in der Schrift »Über die allgemeine Toleranz« (V, 306): »Die Leidenschaften sind das erste Prinzip, wonach das kaum geborene Kind handelt; und seine Erziehung besteht darin, daß wir diesen ihren von ungefähr aufgegangenen Samen nicht wild aufschießen lassen, sondern gehörig kultivieren.« Diese Kultur denkt sich Möser gemäßigt und stetig; die Umbildung eines wilden Holzapfelbusches in einen schönen, fruchttragenden Spalierbaum könne nur die Frucht einer vieljährigen, unablässigen Arbeit sein (V, 204). Vorbildlich findet Möser die Erziehungsweise seines väterlichen Freundes, des Herrn von dem Busshe: »Weil er die dauerhafte Güte glücklicher Neigungen kannte, so suchte er, diese in ihnen (seinen Kindern) zu erwecken, zu beugen und zu beleben, und besonders die Empfindungen von Ehrfurcht und Erkenntlichkeit als die feierlichsten Vorbereitungen zu Religion und Tugend. Er forschte in ihren zarten Herzen nach dem Plan, wozu die Natur

aus Vollmacht des Schöpfers ihre Anlagen gemacht. Wie dieser notwendig der vollkommenste sein mußte, so bemühte er sich hauptsächlich, denselben auszubauen, und wußte den Tugenden geschmeidigere Gestalten zu geben, wenn sie sich in ihrer völligen Größe mit der noch schwachen Neigung nicht fügen wollten« (IX, 43).

Auf welche Weise will Möser nun im einzelnen zur naturvollen, d. h. also nach seiner Ansicht zur handelnden und sittlich religiösen Persönlichkeit erzogen wissen, und womit begründet er die Unzulänglichkeit des Intellektualismus zur Erreichung dieses Zieles?

a) Die Erziehung zur Aktualität.

Den stärksten Angriffspunkt gegen den Intellektualismus bildet für Möser die Tatsache, daß nach seiner Erfahrung die für das Leben am wenigsten tauglichen Menschen die »Buchstabenmenschen«, die Gelehrten, seien (X, 188),[1]) die meiste Tatkraft dagegen diejenigen entwickelten, welche wie ein General Zieten oder ein Kapitän Cook nicht durch des Gedankens Blässe angekränkelt, sondern durch lauter Erfahrungen und Handlungen unterrichtet worden seien (X, 252; IX, 166). Der theoretische Unterricht fördert also nach seiner Meinung die Aktualität nicht, sondern hindert sie, bewirkt eine Verdünnung des Handelns. Die richtige Vorbildung für das Leben bietet ihm allein das Leben, die Erfahrung, der praktische Unterricht. Der Weinhändler behauptet, daß man richtige Menschenkenntnis nicht durch die Regeln der Physiognomik, sondern durch den Umgang, Weinkenntnis nicht durch Gründe, sondern durch viele Proben, und Kunstgefühl nur durch tägliche Anschauung sich erwerbe, daß es immer darauf ankomme, wie viele und richtige Tangenten man sich durch die Erfahrung gebildet habe (IV, 10).

[1]) Vergl. die Abschnitte über geistigen Luxus und gelehrtes Proletariat.

Für die Bauverständigen, die Meister, die Gelehrten hält Möser den theoretischen Unterricht mit seinen verfeinerten Begriffen, seinen Kunstwörtern wohl für berechtigt;[1]) gewiß werde auch die Praxis durch die Resultate der Theorie gewinnen, er wünscht jedem Lande einen großen Theoretiker (IX, 165), aber für die werktätige Menge sei die Feinkultur der Vernunft überflüssig und nachteilig, für sie genüge es den Verstand au bout de la plume zu haben (IV, 28). Darum tadelt er, daß die besten Schriftsteller, auch sein Freund Abbt (X, 143), nicht mehr für das gemeine Auge schrieben, sondern die Worte zu sehr nach ihrer geschärften Einsicht stimmten (V, 83), daß der Pfarrer mit seiner theologischen Gelehrsamkeit der Gemeinde das Mehl zum Brote vorenthalte (III, 253), daß man schon den Kindern in ihrem unreifen Alter die Wissenschaften auftische, sie mit theoretischer Schulweisheit plage. Er bezeichnet es als Flitterwitz, daß die jungen Herren von zwölf Jahren mit der besten Welt, der Möglichkeit und dem zureichenden Grunde um sich würfen (Gem. 37), daß sie die Wissenschaften auf ihren Rollwagen führten. Der Lehrer lasse seine Schüler dabei auf einem gewächsten Boden tanzen, ohne sich darum zu kümmern, ob sie dereinst auf einem Steinpflaster den Hals brächen (III, 134). Der Deutsche müsse schreiben, um Professor zu werden, der Engländer aber gehe zur See, um Erfahrungen zu sammeln (IX, 150). »Ich getraue es mir in allem Ernste zu behaupten, schreibt Möser in dem Aufsatz »Über Volksbildung« (V, 68), daß Eltern, welche Gelegenheit haben, ihre Kinder durch die Welt oder durch die Totaleindrücke von dem zu ihrer künftigen Bestimmung gehörigen Dingen zu erziehen, ihre Kinder so wenig als möglich zur Schule schicken sollten.«

Möser begründet seine Behauptung, daß der theoretische Unterricht die Aktualität des Menschen schädige,

[1]) Vergl. den Abschnitt über die Erziehung des Gelehrten.

die praktische Erziehung sie jedoch wirke und stärke, ausführlich.

Die Handlung erfordere einen ganzen und freien Menschen, das Auseinanderfallen von Sinnlichkeit und Vernunft, Denken und Wollen, von unteren und oberen Seelenkräften müsse vermieden werden. Indem aber der theoretische Unterricht nur die Vernunft kultiviere, Sinnlichkeit, Neigungen und Leidenschaften aber verkümmern lasse, mache er seinen Zögling apathisch; Gründe wirkten langsam und unsicher (V, 312), ein Übermaß von Erwägungen halte den Menschen in seiner Handlung auf. Der praktische Unterricht dagegen erfasse den Menschen in seiner Totalität, rege besonders seine Empfindungen und Affekte an und verbürge damit eine kräftige Handlungsweise. »Zu welchen erstaunenden Unternehmungen, bewundert Möser, ist der Mensch nicht fähig, der lauter Empfindung und Leidenschaft ist! Seine Seele ist Glut und Dauer, die Macht seiner Rede ist wie die Flut eines starken Stromes, tief wie seine stillen Tiefen und überwältigend wie seine stärksten Wogen« (IX, 30). »Viele, sehr viele, meint er, haben eine Menge von Eindrücken, sie mögen nun von der Kunst oder von der Natur herrühren, bei sich verborgen, ohne daß sie es selbst wissen. Man muß die Seele in eine Situation versetzen, um sich zu rühren, man muß sie erhitzen, um sich aufzuschließen, und zur Schwärmerei bringen, um alles aufzuopfern .... Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt sind, und die sie sich selbst aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müssen in Bewegung und Glut gebracht werden, sie muß vergleichen, schließen und empfinden, was sie auf andre Weise ewig nicht tun wird, sie muß verliebt und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenstand« (IV, 9; III, 88). (Ein trefflicher Wink für die Erregung der Stimmung und Selbsttätigkeit im Unterrichte!)

Der praktische Unterricht verdient den Vorzug nach Mösers weiterer Begründung deswegen, weil er Totaleindrücke biete. Er gebe uns das auf einmal und im

ganzen Zusammenhange, was uns die theoretische Untersuchung nur stückweise genießen lasse. Das deutliche Denken ganzer Massen gehe nicht so geschwind von statten wie ihr Empfinden (IV, 25). »Wer, fragt Möser, hat nach Verhältnis aller Umstände größere Schritte in der Erkenntnis gemacht als ein Kind von zwei oder drei Jahren, das schon von allem spricht, ohne jemals eine deutliche Reflexion gemacht zu haben« (IV, 25). Die rasche Auffassung aber mache sich nötig zur rechtzeitigen und entschlossenen Gegenwirkung. Durch das genaue Denken der Zeichen und Ausdrücke werde das *commercium rerum et animae* aufgehalten (IV, 28), der rechte Zeitpunkt versäumt. Der Wahlspruch des Empirikers dagegen sei: »Kommen, sehen und siegen!« Er lasse wie ein fertiger Musikus die Noten durch das Auge in die Finger gehen, er habe das im Griffe, was der Theoretiker im Kopfe habe (IX, 167). »Nach meiner Erfahrung, erklärt Möser, haben immer diejenigen mächtiger gehandelt, welche die Natur so ganz, wie sie sich ihnen dargestellt, empfunden und sich die wenigste Zeit beim Buchstabieren aufgehalten haben. Kinder machen in ihrem ersten und zweiten Jahre, da sie bloß durch Totaleindrücke belehrt werden, erstaunende Schritte; nichts wird ihnen erklärt, sie haben bloß ihre Sinne offen; alles, was hineinfallen kann, fällt hinein, und sie haben schon im dritten und vierten Jahre eine solche Summe von Kenntnissen, wodurch sie in ihren Handlungen geführt werden, daß man Mühe hat, sie durch abgezogene Regeln in ihrem starken Laufe aufzuhalten« (V, 68). »Zum Vergnügen und bei müßigen Stunden stellt der praktisch Unterrichtete auch wohl Untersuchungen seines Reichtums an, anatomiert einen Totalbegriff und freut sich des Philosophen, der diesen schon vor ihm zerlegt und jedem Teilchen desselben einen Namen gegeben hat, aber im Handeln hält ihn seine Metaphysik nicht auf, weil er in der Jugend damit nicht angefangen und seine Seele nicht an den weit langsameren Gang deutlicher Ideen gewöhnt hat« (IV, 25).

Die philosophische, analytische Betrachtung der Gegen- und Umstände der Welt hat nach Mösers Urteil den weiteren Nachteil, daß sie jedes Teilchen in einem zu scharfen Lichte erscheinen lasse und dadurch die Naturtreue des Ganzen verwische, damit aber nicht nur die Schnelligkeit, sondern auch die Richtigkeit der Eindrücke beeinträchtige. Ein theoretischer Kopf, der sich beim Generalisieren und Idealisieren verweile, bemerke vieles nicht, was dem Manne von Erfahrung in die Augen falle (IX, 166). Leute, die gewöhnt seien, alles in klare Begriffe zu zerlegen, sähen die Dinge nicht in ihrem eigenen Lichte, sondern durch ein Vergrößerungsglas an, man könne aber doch nicht, wenn man sich unterrichten, erbauen oder vergnügen wolle, immer sein Vergrößerungsglas bei sich führen, oder wenn man krank sei, den feinen Zergliederer dem nützlichen Arzte vorziehen. Man unterscheide, wo man nicht unterscheiden solle, und werde spitzfindig, anstatt brauchbar zu werden (III, 252). »Allein, erklärt Möser, das ist der Vorteil, wenn man den ganzen Tag auf den Büchern liegt, hernach kennet man die Welt nicht« (Gem. 2). Empfindung könne nur durch Wiederempfindung völlig gefaßt, aber nicht durch Worte ausgedrückt werden (IV, 26). Der praktisch Unterrichtete sei gewöhnt, alles mit einem natürlichen Auge zu betrachten, und fasse daher die Eindrücke richtig auf (IV, 92). Die richtige Auffassung aber erst erzeuge eine richtige Handlung. Gelehrte Pferdekenner würden von Roßkämmen betrogen, große Leute seien zu »ordinairen« Arbeiten unbrauchbar (V, 36). Wegen der Ähnlichkeit der Empfindung des Empirikers mit dem Reiz der Außenwelt werde sie gegen den äußeren Eindruck bestehen können und ein vorteilhaftes Handeln ermöglichen: »Das Auge, welches die Stellung der Feinde tausendmal gesehen hat, summiert Totaleindrücke zu Totaleindrücken, es vergleicht unendliche Massen mit unendlichen Massen, und es bringt unendliche Resultate heraus; anstatt daß der wissenschaftlich Unterrichtete mit lauter einzelnen

und bestimmten Ideen rechnet und Regeln herausbringt, die, wenn es zum Treffen kommt, nie gegen den Totaleindruck bestehen« (IV, 25).

Darum bestehe die nächste Aufgabe der Erziehung darin, die Jugend »zur Einsammlung nützlicher Wahrheiten« anzuleiten, ihr die Sinne zu öffnen und plastische, nicht anatomische Eindrücke zu bieten. Das rechte Vergleichen und Entscheiden werde von selbst folgen, denn eine Wahrheit zeuge die andere, und die Masse derselben wuchere in der Seele mit fortgehendem Glücke. Damit gebe man ihr die nötigen Bausteine für den Beruf des Lebens. Diese sichere Grundlage werde selbst für den zukünftigen Gelehrten von Vorteil sein, die Wissenschaften würden bei einem also erzogenen Knaben ihr Glück machen, wie Maler und Bildhauer bei einem reichen Bauherrn, der alles, was zu dem prächtigsten Gebäude erfordert werde, selbst besitze und reich bezahlen könne, während den jungen Herrn mit ihrer aufgepfropften Gelehrsamkeit die Wissenschaften zu nichts weiter nützen, als Puppen zu schnitzeln (III, 133). Ein General könne wohl ein vortreffliches Buch schreiben, aber ein Buchschreiber kein General werden (IV, 93).

Eine unmittelbare Vorbereitung für das Leben biete der praktische Unterricht in der Ausbildung der Fertigkeiten. »Es ist der Hauptfehler unsrer heutigen Erziehung, behauptet der Weinhändler, daß wir unsre Jugend früher zur Wissenschaft als zur Kunst anführen« (IV, 14). In dem Briefe an Becker (X, 252) meint Möser, die Aufklärung durch Handanlegen oder in der Werkstatt der Natur werde mit Recht selbst einer Realschule vorgezogen, und in den beiden Fragmenten »Über Erziehung« (V, 69, 70) läßt er sich über das Verhältnis von Einsicht und Fertigkeit also aus: »Der Hauptplan besteht darin, dem Schüler Einsichten und Fertigkeiten zu geben, erstere nach seiner zukünftigen Bestimmung, und letztere, um den Stoff, welchen ihm die Einsicht gibt, zu behalten, zu verbinden und zu vergleichen. Beide müssen in dem ge-

nauesten Verhältnis zueinander zunehmen, oder es entsteht eine schädliche Überladung einzelner Kräfte, welche der Seele ebenso nachteilig ist wie dem Körper .... Wenn ich einen Meister in irgend einer Kunst bilden will, so fange ich mit den Fertigkeiten an und lehre den künftigen Virtuosen zuerst die Finger und den Arm gebrauchen .... Und dann, ... wenn die Fertigkeiten auf das vollkommenste erlangt sind, dann wird der Verstand, wenn er anders kommen will, mit Macht kommen, sich in Ruhe ausbreiten und den fertigen Mann zum großen Mann machen. Aber so wie man es jetzt anfängt, da man nämlich den Kindern Verstand geben will, ehe sie Fertigkeiten erlangt haben, bringen wir niemals große Leute heraus; oder doch nur unglückliche, die mit großer Einsicht den Mangel der Fertigkeiten beklagen.«

Eine Schädigung der Aktualität durch den theoretischen Unterricht erkennt Möser endlich neben der Verminderung der Stärke der Tatkraft in der Verwischung ihrer Originalität. Griechen und Römer seien nicht durch eine einförmige Methode groß geworden (V, 36). Von gelehrten Hofmeistern lernten Tausende die Kunst, nach einem Modell zu denken und zu handeln, Aufmerksamkeit und Erfahrung aber brächten nützliche Originale hervor (I, 133).

b) Die Erziehung zur Moralität.

»Kultus des Verstandes wurde vor allem auch von der Ethik gefordert, und Ausbildung wiederum des Verstandes galt nicht minder als wichtigstes Ziel zur Entwicklung richtiger religiöser Vorstellungen,« urteilt *Lamprecht* über die sittlich-religiöse Erziehungsmethode der Aufklärung.[1]) *Basedow* gab in seinem Elementarwerke sieben lange Abschnitte, die moralisch belehren und darum täglich vorgelesen werden sollten. Wie

[1]) *Lamprecht*, »Deutsche Geschichte.« VII, 132.

Rousseau[1]) wendet sich Möser gegen die Reflexionsmoral. Er wertet, wie wir wissen, die philosophische Tugend als Ergebnis der Einsicht nicht höher als die gute, nützliche Handlung, die der Leidenschaft entspringt. Er verwirft darum die Forderung einer puritanischen Moral (IV, 27; Gem. 10, 30). Man solle dem Menschen nicht zumuten, seine ganze Natur auszuziehen. Ein strenger Moralist werde niemals ein guter Minister werden (IV, 27): »Die Menschen im gemeinen Leben haben eine ganz andere Praktik als wir Physiologen . . . . Sie sind minder ekel als wir feinen Moralisten« (IV, 80). Er billigt es, daß die Tollheit des Menschen sich zu Zeiten ausgäre (IV, 32; II, 242; IX, 63) und warnt die Sittenlehrer, dem Volke das Vergnügen als schlechthin sündlich darzustellen, da es doch täglich sehe, wie die Fürsten und Fürstinnen, deren Weisheit und Tugend doch eben dieselben Sittenlehrer nicht genug zu erheben wüßten, ihrer Lehre geradezu entgegenhandelten (IV, 31).

Begründete Rousseau seine Abneigung gegen die Verstandesmoral damit, daß man sich dabei der Vernunft als Mittel bediene, die doch eigentlich erst Zweck sei, so hält Möser außerdem und vorzüglich die moralische Erkenntnis und Belehrung nicht für reizend und nachhaltig genug, um ein sicheres Gegengewicht für die Lockungen der Verführung zu bilden, ein sittliches Handeln zu verbürgen: »*Video meliora proboque, detoriora sequor*« (IV, 26). Die Vernunft wärme das Herz wohl ein bißchen in dem Augenblicke, worin man ihr Gehör gebe, aber das geringste Lüftchen kühle sie wieder ab, das Wort »Lehre« schrecke die Leute (III, 87). Die praktische Mutter bezeichnet in ihrem Schreiben (II, 304) die Reflexionsmoral als »Habersuppenmoral«, der namentlich

[1]) Wenn *Riehemann* (»Der Humor in den Werken J. Mösers.« S. 47) meint, das »Schreiben einer Mutter« usw. richte sich gegen Rousseau, so irrt er, wie auch *Zöllner* (»Patr. Phant.« 1, XXVIII), indem er schreibt, Möser habe sich gegen die »rationalistische Methode Rousseaus« gewandt.

die Kinder in ihrem glücklichen Alter keinen Geschmack abgewinnen könnten. Sie verwirft es, daß man schon bei ihnen alles durch reine Gründe zwingen, alles auf Gründe und Erkenntnis der Pflichten ankommen lassen wolle, obgleich Kinder ihre Verbindlichkeit noch nicht mit der gehörigen Stärke fühlten, und noch mehr verurteilt sie es, daß man der Jugend von Subjekt, Objekt und Umständen der Handlung deutliche Begriffe zu geben sich bemühe: »Die große Mühe, den Kindern von allem deutliche Begriffe zu geben, kann ich noch weniger billigen, so strenge auch unsre Neuern in dieser Forderung sind. Ein deutlicher Begriff kommt mir gerade so vor, wie eine Habersuppe, worin man Wasser und Grütze, Butter und Salz völlig voneinander unterscheiden kann. Aber ein dunkler Begriff ist wie ein Pudding von Miß Samsoe, worin die Masse vortrefflich schmeckt, ohnerachtet man nur eine kleine Vermutung von allen einzelnen Ingredienzien bekommt. Jene wirket Ekel, und dieser gleitet mit so vieler Wollust herunter, daß die Vorstellungen des Leibarztes nichts dagegen vermögen.«

Deutliche Begriffe, erörtert sie weiter, würden nur die Entschuldigungen erleichtern. Ein Mädchen, mit dem man über die Bestandteile des üblen Rufs und den Wert des Urteils des gemeinen Haufens philosophiert habe, werde auch die mütterliche Warnung bei einer Handlung, die zwar noch nicht böse sei, aber leicht es werden könne, zerlegen, sie stückweise auseinandersetzen und zurückweisen. »Vordem, bemerkt Möser, reichte der Fluch einer Mutter und die Macht einiger andern dunklen Ideen hin, die Jugend in mancher Versuchung zu bewahren. Das Mädchen zitterte wie Espenlaub und wußte oft nicht eigentlich warum, wenn es auch nur in aller Unschuld einen verbotenen Weg betreten wollte. Allein seitdem wir die Jugend mit lauter deutlichen Wahrheiten und klaren Ideen erziehen wollen, müssen wir, um die Reinigkeit ihrer Sitten und die Gesundheit ihres Körpers zu erhalten, ganz andre Verteidigungsanstalten machen« (I, 247).

Die Mutter der allerliebsten Braut nennt die Philosophie eine abgefeimte Kupplerin und die beste Sittenlehre eine barmherzige Schwester (I, 211).

So niedrig wie Möser den Intellektualismus für die Bildung zur Moralität einschätzt, so wenig erwartet er von ihm in der Erziehung zur Religiosität. Er sieht in der vernunftmäßigen Untersuchung und Begründung der Religion nur eine Äußerung der spielenden Seelenüppigkeit, die zu Zeiten der Not sich durchaus nicht bewähre und gern aufgegeben werde (V, 72), zu scharfe Sinne gäben unrichtige Empfindungen, und zu scharfes Nachdenken mache schwindeln (V, 73). Namentlich Leute, die nicht an mathematisches Denken gewöhnt seien, würden dadurch nur auf die Grenze geführt, wo die Zweifel ihren Anfang nähmen, sie bedürften einer vollkommen sinnlichen Religion (IX, 25). Das genaue Anatomieren verderbe den Mediziner und die Gelehrsamkeit den guten Christen (V, 36).

»Ich dächte aber doch, überlegt er, es müßte noch ein bequemer Mittel als die ewige Sittenlehre und die Ökonomie (Pedanterie) geben, um den Menschen zu unterrichten und zu bessern . . . Der Mensch scheint mir eine mächtigere Reizung zum Guten als diese zu erfordern, eine Reizung, die ihn in Bewegung setzt, ihn erhebt, erhitzt und zu großen und kühnen Unternehmungen begeistert« (III, 87, 90). Die praktische Mutter findet dieses Mittel in dem Appell an die Gefühle und Leidenschaften: »Die Leidenschaft, diese edle Gabe Gottes, führt den Menschen sichrer als die aufgeklärteste Vernunft; und Leidenschaften geben Fertigkeiten, welche zur Zeit der Versuchung treuer aushalten als das Urteil, das nach Gründen gefällt werden soll« (II, 307). Auch der Hauptmann, dessen Gesinde zur Verwunderung des Obersten stets Fleiß und Redlichkeit zeigt, rät seinem Vorgesetzten, sich an die Leidenschaften und Gefühle des Gesindes zu wenden, um Verstand, Zutrauen und Liebe im höchsten Grade zu wirken (II, 262).

Besonders bei der Jugend sieht Möser in den Neigungen und Gefühlen die Angriffspunkte für den Hebel der sittlichen Erziehung. Das Anständige und Unanständige falle früher auf als die Ursachen davon gedacht werden könnten (IV, 26), und die Jugend besitze noch viele und ungeprüfte Begierden, die wenigstens durch ihre Neuigkeit alte schädliche unterdrücken könnten (Gem. 38). Da fast in jedem Kinde eine Hauptleidenschaft herrsche, so sei sie besonders zur Besserung als Gegengewicht zu gebrauchen. Jeder sei ein Held in derjenigen Tugend, die seiner Neigung und seiner Sinnesart am besten zu statten komme (IV, 76).

Die mächtigste unter allen Leidenschaften und Neigungen der menschlichen Natur, die Grundtriebfeder aller Handlungen, ist nach Mösers Meinung, wie schon erwähnt, die Eigenliebe, die sich ihm am stärksten äußert im Ehrgefühl. Seine Erregung, namentlich durch die öffentliche Meinung, die Erzeugung von Selbstachtung hat in ihrer erzieherischen Wirkung schon der erste Teil der Arbeit dargelegt. Nur die entsprechenden Äußerungen der Mutter in ihrem Schreiben seien hier noch angeführt: »Ich sehe gar nicht ein, führt sie aus, warum ich meine Mädchen nicht ebenso gut durch ein: »Was werden die Leute davon sagen«, als durch eine Vorhaltung ihrer Pflichten zum Guten leiten soll; die Ehre, eine ehrliche Frau zu sein und dafür gehalten zu werden, tut mehr Gutes als die Pflicht, es zu sein . . . . Die unschuldige Handlung, welche die nächste Stufe oder Gelegenheit zu einer bösen ist, muß schon mit einer üblen Vermutung belegt und bestraft werden, um die Kinder vorsichtig zu machen . . . . Auf diese Weise suche ich ihre ganze Ehrbegierde zu reizen; und wenn es dann noch Zeit ist, so halte ich ihr (der Tochter) ihre Pflichten vor. Ich verlasse mich aber in der Tat mehr auf meine Sarkasmen und auf ihre Empfindungen von Ehre als auf die Wirkung der übrigen Sittenlehren. Jede ehrliche Hausmutter wird Ihnen hierbei sagen, daß ich auf diese Art mehr ausrichte und das

zarte Alter meiner Kinder glücklicher zum wahren Alter der Überlegung durchführe als alle die Hofmeister und Hofmeisterinnen, welche die fürstlichen Prinzen und Prinzessinnen mit kalten Vorstellungen aus der Religion und Sittenlehre unterhalten und in diesem Jahrhundert eben nicht viel Ehre eingelegt haben.«

Da Möser das Wesen der Religion namentlich in dem Abhängigkeitsgefühl, dem Bewußtwerden der Beziehung des Menschen zu seinem übersinnlichen Schöpfer beruht, gilt ihm als das »Elementarwerk« der religiösen Erziehung das Buch der Natur. Es wende sich in der Größe und Schönheit seiner Gegenstände und Vorgänge an das Gefühl des Beobachters, und in der Religion der Gefühle habe es niemals Atheisten gegeben (IX, 25, 254). »Die Religion, erklärt Möser, ist für Menschen von gesundem Verstande, und ihr weiser Urheber hat wohl dafür gesorgt, daß wir ihn aus seinen Werken anschauend erkennen, lieben und verehren können. Wie viele Millionen Menschen würden nichts von ihm wissen und folglich ohne Trost, ohne Hoffnung und ohne Furcht dahinleben, wenn sie sich an dem Faden der Metaphysik zu ihm hinaufspinnen müßten« (V, 73; I, 252). Der gemeine Mann bedürfe nicht den zehnten Teil der Trostgründe wider Tod und Unglück, er verliere Hab und Gut, ohne sich wie ein Philosoph zu gebärden. Niemand trage ein Unglück standhafter als der Landmann, keiner stürbe ruhiger, keiner ginge so geradezu in den Himmel als er, weil eben seine Tugend nicht auf Silben, sondern auf Totaleindrücken der Natur beruhe, die er so wenig in deutliche Begriffe auflösen, als mit Worten bezeichnen könne (V, 36). Bei der Anatomie der Totaleindrücke gehe vieles von dem Eindruck des Ganzen verloren, und der Mann, der von dem Anblick der wohltätigen Schöpfung überwältigt auf sein Knie niederfalle und verstumme, drücke mehr Dank aus als ein andrer, der sein Glück dem Urheber der Natur in unvollkommenen, endlichen Zahlen vorrechnen könne (IV, 27; V, 68; IX, 25).

Mösers Abneigung gegen zu viele und zu frühe moralische Aufklärung und sein Vertrauen auf die Sicherung der Sittlichkeit im Gefühle drücken sich auch aus in der Wertschätzung des von ihm sogenannten »moralischen Spielzeugs«. Der Mensch wolle nach einem natürlichen Triebe von allen Dingen einen Grund wissen. Nun wüßten aber die geringen Leute und die Kinder mit reinen Vernunftgründen selten umzugehen (II, 359). Ein Kind beruhige sich mit andern Gründen als der Mann und das Volk mit andern als der Weise (V, 311). Daher seien einem jeden Alter eben die Gründe zu geben, die es fassen könne (II, 306); für das Volk und die Kinder könne der sinnliche Ausdruck schwerlich zu hoch getrieben werden (X, 235). Als moralisches Spielzeug gelten Möser allerlei Wiegenmärchen, Volkserzählungen, allegorische Übertreibungen, Unwahrheiten und Drohungen, die man den an sich trockenen Lehren wie dem Schlüssel das Klötzchen anhänge, um die Gebote und Verbote dem Gedächtnis nachdrücklich einzuprägen: »Unsere Vorfahren, erzählt Möser, hatten die Gewohnheit, kleine Klötze an ihre Schlüssel zu binden, um sie nicht so leicht zu verlieren, oder wenn sie verloren waren, so viel geschwinder wiederzufinden, und ebenso verfuhren sie auch mit den nützlichen Wahrheiten, welche sie der Jugend recht tief einprägen wollten: Sie hingen jeder guten Lehre ein Klötzchen an, damit sie ihr bald wieder einfallen oder zur rechten Zeit in das Gedächtnis treten möchte . . . Das gute, alte Klötzchen, daß derjenige, welcher einen Grenzstein verrückt oder einen falschen Eid schwört oder seinem Hofe etwas vergibt, spuken gehen müsse, ist immer noch ein ebenso feines als kunstmäßiges Mittel, die Aufmerksamkeit auf jene wichtigen Pflichten zu erhalten .... So sagten sie z. B.: »Kinder, so manches Salzkorn ihr verstreut, so manchen Tag werdet ihr vor der Himmelstür stehen müssen; legt die Messer nicht auf den Rücken, die heiligen Engel möchten sich darauf die Füße zerschneiden; seht des Abends nicht in den Spiegel,

der Schwarze guckt euch über die Schulter« —; und die Erfahrung bestätigt es, daß diese Klötzchen dem Gedächtnisse wenigstens ebensogut zu Hilfe gekommen sind als die Reime, die, ehe die Schreibkunst recht gemein war, in gleicher Absicht gebraucht wurden, oder die Ohrfeigen, welche man der Jugend bei Beziehung der Grenzen zu geben pflegt« (V, 37). Möser sieht in diesen Hilfsmitteln durchaus nicht wie die orthodoxe Geistlichkeit seinerzeit Zeichen des Aberglaubens, sondern eben eine naive Symbolik der sittlichen Anschauungen, die mit Auswahl und Maß wohl zu brauchen sei. Die Mutter möge auch fernerhin dem Kinde die Gefahr zu fallen lebhafter und größer schildern als sie sei, möge ihm das Zahnausziehen zum Vergnügen machen und es vor der Katze als einem giftigen Tiere warnen (II, 306). Die Predigt müsse, wenn sie den Landmann rühren, bewegen und bessern wolle, ihm durch die Aktion des Predigers sinnlich gemacht werden; der alte Vater schlafe auf der Postille ein, und der Junge gehe gar nicht mehr daran (V, 48).[1])

Mehr als das Intellektuelle schätzt Möser in der Einwirkung auf das Sittliche das Substanzielle, die Umgebung des Kindes.

Wirkungsvoller als alle Worte hält er zur Bildung einer sittlichen Persönlichkeit die Erzeugung eines sittlichen Ideals in der Kindesseele durch ein konkretes Musterbild, durch das Beispiel. Er erklärt: »Der Mensch wird am meisten durch Muster belehrt, und die Nachahmung ist sein erstes Studium« (V, 104). In der Haushaltung und im Staate müsse alles durch einen guten »Vorgang« gezwungen werden. Andern zu befehlen und

[1]) *Lodtmann* (»Genealogie der Möserschen Familie«, S. 10) erzählt von Möser folgendes Geschichtchen: Mösers Bruder Zacharias, ein Phantast, wollte sich tothungern. Ohne ihn durch Worte bekehren zu wollen, setzte sich Justus Möser vor des Bruders Bett und verzehrte dort sein duftendes Mittagsbrot. Der Geruch der Speisen vertrieb denn auch die Grillen des Bruders.

Vorschriften zu geben, sei keine Kunst, man müsse voraufgehen, wenn man gefolgt sein wolle, auf die »Bresche wie auf die Dresche«. Der Soldat lache über den Hauptmann, der ihm hinter dem Eichenbaume befehlen wolle, als ein braver Kerl die Sturmleiter hinaufzuklettern (IV, 100). Durch das »große Exempel« (I, 91) erziehe der Vater den Sohn, die Mutter die Tochter, die Herrschaft das Gesinde, der Adel den Bauern. Von den Erzählungen, deren Zweck die Darstellung von Musterbildern ist, verlangt Möser, daß sie die Träger der Tugenden aus der nächsten Umgebung des Kindes nähmen. »Um die Tugend in Mustern darzustellen, äußert er, nehmen wir jetzt oft unsere Zuflucht zu moralischen Erzählungen. Diese sind aber nicht so wirksam als die Geschichte solcher Männer, deren man sich als seiner ehemaligen Mitbürger und Verwandten erinnert« (I, 437; III, 245; IV, 100). Doch möge es zur Bildung der sittlichen Persönlichkeit bei der Nachahmung nicht sein Bewenden haben. Sie schaffe wohl brauchbare Kopien, aber keine Originale. Wenn die Arbeit der Nachahmung vorüber sei, solle darum die Seele anfangen, zu urteilen und den Ursachen nachzuforschen, um dadurch zur Wahrheit und zu eignen Normen zu gelangen.

Die intuitionistische Moral bedarf nach Mösers Ansicht zu ihrer Sicherung und Vorbereitung der autoritativen. Verwarf Rousseau in der Erziehung die Anwendung alles Zwanges, machte die Aufklärung die Vernunft zur einzigen, würdigen Führerin freier Menschen, so ist Möser mit Locke und Lessing davon überzeugt, daß der Mensch durch Befehle rascher und dauerhafter in den Besitz der moralischen Wahrheiten gesetzt werde als durch Belehrung und Erfahrung, und vertraut den menschlichen Gefühlen und Leidenschaften nicht soweit, daß sie nicht durch Gebote der Religion und Tugend kultiviert werden müßten (V, 307; IV, 87). »Viele, bedeutet er Rousseau, werden von der Wahrheit nicht lebhaft genug gerührt, um zur Zeit der Anfechtung auszuhalten, es gibt sklavische Seelen,

denen die Wahrheiten anbefohlen werden müssen« (V, 238). Besonders für die Jugend fordert Möser die Zucht als die nötige Vorstufe der freien Sittlichkeit. Man müsse die Seele der Kinder mit Fluchen und Segnen, mit Strafen und Belohnungen und mit allen Spann- und Sperrhölzern, die nur möglich seien, umgeben, um sie vor dem Überschlagen zu bewahren, man müsse die Seele solange hämmern, bis sie einen reinen Schlacken gebe (IV, 59). Die praktische Mutter sucht dem philosophischen Kinderlehrer zu beweisen, daß der unmittelbare Schaden, sollte er auch nur in einer guten Züchtigung bestehen, näher und schärfer wirke als der durch Schlüsse herbeigeholte (II, 307).

Die autoritative Moral des Volkes, besonders des werktätigen, liegt nach Möser in der positiven Religion. Die unmittelbare Offenbarung mache sich nötig, da für viele die Predigt der Natur nicht einen hinlänglichen Grad von Überzeugung besitze. Trotzdem daß Gott deutlich durch die Totaleindrücke der Schöpfung zu uns spreche, gleiche die Predigt der Werke Gottes doch gar oft dem Geschrei eines Kanarienvogels, welches sein Besitzer zuletzt gar nicht mehr höre, wenn einem Fremden im Zimmer die Ohren davon klängen (V, 239). Die Offenbarung sei gleichsam die sinnliche Rede der Naturreligion, wodurch uns Gott die Wahrheiten zur näheren Intuition bringe (V, 239/240). Besonders der Mensch, der sein Brot mit Arbeit verdienen müsse, werde weder Offenbarung noch Wunder aufgeben, solange noch Kreuz und Elend in der Welt sei (V, 71).

In Wahrung des Rechtes der Persönlichkeit will Möser jedoch die Einengung der Seele nicht zu weit getrieben, sondern ihr möglichst freie Selbstentwicklung gewährt wissen. Der Mensch ist ein wunderliches Tier, erklärt der Hauptmann im Gespräch über die Behandlung des Gesindes seinem Obersten, sein Körper steht unter unsrer Fuchtel, aber seine Seele nicht. Wir können diese zwar auch nach unserm Gefallen regieren, aber dann wird sie

immer enger und kleiner, und man kann einem nicht befehlen, Witz und Verstand zu haben; dies sind Eigenschaften, welche wir in andern auf mancherlei Art erwecken, nähren und unterhalten müssen« (II, 262).

Sein Biograph *Kreysig*[1]) bezeichnet Mösers pädagogische Äußerungen, wie schon früher erwähnt worden ist, als Dilettantenarbeit und gelegentliche Einfälle. Wir können jetzt bestimmt sagen, daß er damit die pädagogische Bedeutung Mösers unterschätzt. Die vorstehenden Ausführungen zeigen, daß die Meinungen Mösers über Erziehung wohldurchdachte Überzeugungen sind, die sich, obgleich sie zu verschiedenen Zeiten und als Folgerungen verschiedener Voraussetzungen getan sind, ungezwungen zu einer Gesamtansicht verbinden, daß sie, was *Goethe*[2]) an den patriotischen Phantasien rühmt, in einem Sinne verfaßt sind, ein wahrhaftes Ganzes ausmachen. Gewiß beschäftigt sich Möser mit Erziehungsfragen nicht als Mann vom Fach, er liefert keine pädagogische Detailarbeit, sondern als Nationalökonom und Popularphilosoph. Aber gerade die sichere Basis seiner pädagogischen Anschauungen in den politischen und lebensphilosophischen Ansichten schließt jeden oberflächlichen, widerspruchsvollen, allzu fragmentarischen Zug daran aus. Sie gibt Mösers Äußerungen zugleich einen ganz eigenartigen, selbständigen, originellen, vielseitigen und praktischen Charakter, sie verleiht ihnen eine Färbung, wodurch sie sich scharf und meist vorteilhaft von den Ideen der Aufklärung abheben. Möser stellt dem Atomismus der Aufklärung den Sozialismus, ihrem Uniformismus den Differentismus und Subjektivismus, ihrem Radikalismus den Historismus und Evolutionismus, ihrem Kosmopolitismus den Nationalismus

[1]) *Kreysig*, »Biographie Mösers«, S. 104.
[2]) *Goethe*, »Aus meinem Leben.« Ende des 13. Buches.

und Lokalismus, ihrem Rationalismus den Utilitarismus, Affektualismus und Moralismus entgegen. In der Betonung des Naturalismus, in der Schätzung und pädagogischen Verwertung des Intuitiven, Mystischen, Leidenschaftlichen im Menschen nähert er sich den englischen Moralphilosophen, Rousseau und dem Subjektivismus, ohne doch in ihre Übertreibungen zu verfallen. Der Charakter der Opposition bringt es mit sich, daß Möser den Extremen des philosophischen und selbstgerecht vorwärtsströmenden Jahrhunderts mit Absicht und Eigensinn auch von seiner Seite aus Extreme entgegenstellt. Er glaubt seinen Zweck durch »Deklamation« in der Darstellung, durch verstärktes Auftragen der Farben, erzielen zu müssen. Aber selbst hinter manchem barocken und paradoxen Satze steckt eine pädagogische Wahrheit, und diente sie auch nur dazu, um zur Betrachtung von der Gegenseite anzuregen.

In der Erziehung des Menschen zur aktuellen und moralischen Persönlichkeit und ihrer Eingliederung als brauchbaren Staatsbürger in die Gesellschaft zur Förderung des Gemeinwohles sucht Möser das Dilemma: Erziehung zum Bürger oder zum Menschen? zu lösen. Als ein Mann, der keinen wesentlichen Faktor ausschaltet, sondern wertet, bemüht er sich, mit dem unabweisbaren Sozialismus den berechtigten Individualismus zu vereinigen, den realen, kulturgeschichtlichen, beruflichen und den idealen, psychologischen und ethischen Forderungen gerecht zu werden. Es gelingt ihm diese Legierung beider Prinzipien zum größten Teile mit Leichtigkeit, wie er überhaupt nach Goethes Urteil die widerspenstigsten Gegenstände mit viel Freiheit zu behandeln weiß, da er in dem Staatsbürger nicht einen Schablonenmenschen, einen »Untertan« sieht, sondern die Lebenskraft des Staates in der Selbständigkeit, Originalität und Naturwüchsigkeit seiner Glieder, in der Verteilung der menschlichen Entwicklungswerte auf möglichst viele Individuen erkennt, das Gemeinsame, Typische ihm also einen beweg-

lichen Charakter trägt und das Gegenteil von Erstarrung und Einförmigkeit ist. Er stellt also eigentlich individualpädagogische Forderungen aus sozialpädagogischen Gründen. Damit wird aber die Synthese eine einseitige, keine gleichgewichtsvolle. Die soziale Grundtriebfeder ist bedeutend stärker. Wo immer beide sich entgegenwirken, Reibungen und Unstimmigkeiten auftreten, stellt Möser die Staatsrechnung über die Ansprüche des einzelnen. Der Mensch bleibt ihm im Grunde genommen ein soziales Wesen. Die Persönlichkeit dürfe nicht anarchistisch werden, sondern müsse sich zum Wohle des Ganzen mehr oder weniger Beschränkung auferlegen. Die Gesamtheit bleibt Möser oberster Gesetzgeber der Pädagogik, der Erzieher ein Beauftragter der Gesellschaft, die Pädagogik ein gemeinnütziger Gegenstand, ein Teil der Staatskunst. Seinen sozialen Anforderungen entsprechen die Bildungsgegenstände (Gesetzeskunde, Kultur- und Verfassungsgeschichte, Handfertigkeitsunterricht, Erziehung zur körperlichen, moralischen, wirtschaftlichen Tüchtigkeit usw.) und die Erziehungsfaktoren (Familie, Gesellschaft, Vereinigungen, Berufsschulen).

Möser ist sich der Unstimmigkeiten, der Unausgeglichenheiten, die sich in den Forderungen beider Prinzipien ergeben, wohl bewußt. Er erkennt, daß eine zu frühe Fachbildung den Gesichtskreis des Menschen beschränken, die Harmonie seiner geistigen und körperlichen Kräfte schädigen muß. Darum ist er Gegner einer zu großen Arbeitsteilung. Aber um des Ganzen willen, wofür Einseitigkeiten ein Lebenselement bedeuten, erscheint ihm eine gemäßigte Einseitigkeit, eine frühzeitige Vorbereitung auf die speziellsten Aufgaben wünschenswert. Möser übersieht offenbar, daß die Jugend zunächst auf Harmonie angelegt werden muß, die Eigenart wird sich immer aus eigner Kraft durchringen. Zu weit geht Möser auch in der Forderung der politischen Aufklärung und der Verfassungsgeschichte für die Kinder, eine Forderung, die unsere Zeit mit Recht der Fortbildungsschule zuweist, in

der Erkenntnis, daß Zustände das Kind weniger interessieren als Personen. Wenn aber *Kreysig* Möser den Vorwurf macht,[1]) daß dieser in seiner Standes- und Berufserziehung einen Anlauf zur asiatisch-russischen Kastenerziehung nehme, so übersieht er, daß Möser die Eigenart des Individuums, soweit sie der Bestimmung der Gesellschaft nicht widerspricht, wohl wahren will, daß er insbesondere das Aufsteigen von Angehörigen der unteren Stände nicht unterbinden will, da er in der Gesundheit der Masse das Blut erkennt, das die ganze Gesellschaft verjüngend durchfluten soll. Ein großes Verdienst ist es unstreitig, daß Möser in einer Zeit der gesellschaftlichen Atomistik auf die Pflichten des einzelnen gegen die Gesellschaft verweist, daß er der Erziehung eine Stelle im sozialen Organismus zuteilt, ihre grundlegende Bedeutung für die Pflege des sozialen Geistes und für die Veredlung des ganzen Volkslebens erkennt; daß er, lange bevor man vom fachmännischen Standpunkte aus sozialpädagogische Forderungen stellt, auf eine staatsbürgerliche Erziehung dringt. Eine Anregung hierzu durch *La Chalotais* oder *Ehlers* ist nicht anzunehmen, wohl aber wirken in Mösers Anschauungen die sozialen Ideen Platos und Aristoteles' nach. Ein weiterer Vorzug seiner Sozialpädagogik liegt darin, daß er in der Familie den Urorganismus sieht, auf dem ihm nach Goethes Wort alles Öffentliche ruht; und daß er die Zentralisation des Staates beschränkt und mehr den Gemeinschaften im Staate die Erziehungsangelegenheiten zuweist. Auf dem glücklichen Wetteifer der einzelnen Gemeinden und Stände beruht in der Gegenwart großenteils der Aufschwung unseres Schulwesens.

Die Sozialpädagogik wird in ihrem Bildungsideal und ihren Bildungsstoffen immer vorzugsweise ein Resultat dessen sein, was seit mehreren Generationen dem Bildungsbedürfnis der Mehrheit und den Anforderungen der

[1]) *Kreysig*, »Biographie Mösers«, S. 17.

wichtigsten Berufsklassen entsprochen hat. Sie trägt also einen utilitaristischen Charakter. In Mösers pädagogischen Anschauungen tritt dieser Zug besonders stark hervor. Überall erkennt man den Realpolitiker, den Nationalökonomen, der um den Heller im öffentlichen und privaten Haushalte geizt. Die Ausbildung des Menschen ist ihm nicht zunächst Selbstzweck, sondern mehr Mittel. Zu seinem Wohle und zum Wohle der Gesellschaft will er den einzelnen ihr eingliedern, die wirtschaftliche Stärke des Ganzen vermöge dem einzelnen Vorteile zu verschaffen, wie das Individuum durch seine Eigenart und Eigenkraft der Gesellschaft förderlich sein könne. Aus Nützlichkeitsgründen erklärt sich seine Abneigung gegen einen zu zahlreichen Adel und ein gelehrtes Proletariat, gegen die Schöngeisterei und den wirtschaftlichen Luxus. Wertvoller als der wissende ist ihm der produktive Mensch. Er vertritt die Fachbildung, weil sie den Schüler befähige, möglichst bald und vollkommen seine Lebensaufgabe unter den umgebenden Verhältnissen zu erfüllen. Der Wert einer Handlung, auch der sittliche, bestimmt sich ihm nach den Wirkungen, die das Ganze davon zieht. Die Religion gilt ihm als Beglückungsmittel der werktätigen Menge. Vor Pestalozzi und Fichte nimmt er das Problem der Arbeit als Erziehungszweck auf und verwirft die spielende Erziehungsmethode seiner Zeit. In einzelnen Forderungen erscheint Mösers Utilitarismus übertrieben und hausbacken, wenn er auch andererseits überall erkennen läßt, daß Möser dem wirtschaftlichen Luxus, der schönen Erziehung, der Freude, der Theorie eine relative Berechtigung zugesteht. Von dem Utilitarismus der Aufklärung hebt sich der Mösersche vorteilhaft ab durch seinen altruistischen Charakter. Sein größter Vorteil aber liegt in seiner gründlichsten Hochachtung vor dem Leben. Alle seine pädagogischen Maßregeln erhebt Möser, dessen Auge durch die Erfahrung frei und sicher gemacht ist, im geistvollen Durchblick auf das Leben, die Wirklichkeit. Den vielen »vernünftigen Gedanken« der Aufklärung stellt

er praktische entgegen. Goethe[1]) rühmt an Möser, daß dieser die gründlichste Einsicht in die besondersten Umstände sehen lasse, daß dessen Rat niemals aus der Luft gegriffen sei, sondern sich in allem an das Wirkliche und Mögliche halte. Mit Recht wertet und erstrebt Möser zunächst die Kontinuität der materiellen Kultur und sieht in ihr die nötige Grundlage, auf der erst die geistige Entwicklung des Volkes sich erheben darf.

Vom Utilitarismus stark beeinflußt zeigt sich auch Mösers Moralismus. Die Moralität seiner Bewohner ist ihm die Grundbedingung eines gedeihlichen Staatslebens. Besitz und Sitte bleiben ihm die Hauptmerkmale des Bürgers. Wegen ihres sozialen Zweckes aber ist Möser die Moral nicht zunächst freie Sittlichkeit, sondern pflichtgemäßer Zwang, Gesetz. Daher sieht er gegenüber seiner autoritätslosen Zeit nicht in der Vernunft, der Reflexion, sondern in der Autorität, besonders der positiven Religion, und dem Beispiel die Triebfedern oder wenigstens die Vorstufe der sittlichen Entscheidung, indem er durch das Gesetz zur Norm, zur Einsicht in die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit des Gesetzes, erziehen will. Um ihres utilitaristischen, sozialen Zweckes willen ist Möser auch ein Gegner der puritanischen Moral und mißachtet nicht den Einfluß der Neigungen und Leidenschaften, besonders der Eigenliebe, auf die moralische Handlung.

Aus dem Utilitarismus und Moralismus entspringt Mösers Antirationalismus. Er hält die Ausbildung der Vernunft für beide von geringem Werte, ja von schädigendem Einflusse. Er weiß, daß eine zu starke und zu frühe Aufklärung gewisse Stützen des Staates und gewisse Haltepunkte für eine glückliche Lebensführung zu lockern vermag. Dem Staate raube sie tausend Hände; sie bringe vielen einen Ekel gegen praktische Tätigkeit bei; sie schädige die Aktualität, da der reflektierende Mensch unpersönlich und apathisch sei; sie besitze nicht genug

[1]) *Goethe*, a. a. O.

Reizung, um zum sittlichen Handeln anzuregen; sie zerstöre gewisse Illusionen, die in Absicht unsrer zeitlichen Ruhe und Glückseligkeit besser erhalten blieben; sie untergrabe in dem gemeinen Manne die beglückende Religiosität und verführe ihn zum Skeptizismus. Seine Zeit warf Möser Obskurantismus vor. Das ist offenbar zu einseitig geurteilt. Er eifert nicht gegen die Aufklärung an sich, er erkennt wohl den fördernden Einfluß, den die Theorie auf die Praxis ausübt; er bestreitet nicht die Kontrolle der Leidenschaft durch die Vernunft, sondern wendet sich nur gegen eine zu frühe und zu sehr in die Breite gehende Erkenntnishetze, gegen die Hypertrophie des Geistes. Allerdings muß man Möser den Vorwurf machen, daß er die Sachlichkeit des Erkennens und ihre Bedeutung für das praktische und sittliche Handeln unterschätzt.

Alle theoretische Gelehrsamkeit erscheint Möser als etwas Gekünsteltes. Das Lebensvolle ist ihm das Naturvolle. In Analogie zur äußeren Natur will er darum im Staatsleben den Reichtum des Mannigfaltigen, die Kraft der Individualität erhalten wissen, auch die Erziehung soll möglichst freie Selbstentwicklung gewähren und nur eine Ergänzung und Veredlung der Natur sein. Mösers Naturalismus ist psychologischer und teleologischer Art. Immer und immer wieder weist er auf die Verschiedenheit der Begabung und Anlagen der einzelnen Menschen hin. Einen besonders feinen Blick zeigt er für die Natur des Kindes und des weiblichen Geschlechts mit dem starken Hervortreten des Willkürlichen, Gefühlsmäßigen, des Konkreten und Subjektiven. Er nimmt den Gedanken der psychologischen Entwicklung in seine Pädagogik auf.[1]) Allen Anlagen, die die Natur gemacht habe, traut er Vervollkommnungsfähigkeit zu. Die Aufklärung hatte verlernt, das Kind als Kind zu betrachten. Möser hebt

[1]) Vergl. *A. W. Grubes* Urteil über Möser (»Von der sittlichen Bildung der Jugend im ersten Jahrzehnt des Lebens.« 1855).

die frohe, frische Empfänglichkeit und die selbständige Verarbeitungsfähigkeit der Eindrücke der menschlichen Seele hervor, er betont die Wechselwirkung zwischen Körper und Geist und stellt für die Körperpflege Forderungen, die zu erfüllen sich erst die Gegenwart bemüht. In Absicht unsrer zeitlichen Ruhe und Glückseligkeit schätzt er die Gefühle und Neigungen als Lebensmächte. Sie erst geben ihm eine abgerundete, plastische Menschlichkeit. Vor Rousseau weist er hin auf die Nutzung der Leidenschaften und Neigungen, der Gefühlslebendigkeit als Quelle aller Aktualität und Moralität. Doch Mösers Naturalismus führt nicht zum Kulturpessimismus Rousseaus. Wiederholt wendet sich Möser gegen Rousseaus Übertreibungen. Er sieht in der Kultur ein feines Erzeugnis vieler Generationen und fordert von dem einzelnen Achtung vor der Arbeit der Gesellschaft. Dazu hat die Erziehung ihm die Kultur der Leidenschaften und Neigungen zu erzielen.

Man spricht heutzutage so viel von Nationalerziehung. Es ist Mösers Verdienst, daß er noch vor Fichte auf die Pflichten des Deutschen seiner Nation gegenüber und auf die Werte des deutschen Volkstums hingewiesen hat, daß er zu einer Zeit, da man sich in Unbefriedigtheit über die nationale Gegenwart fremdem Altertume zuwandte, den Blick in die deutsche Vergangenheit eröffnet, gleichsam einen vaterländischen Klassizismus begründet hat. Er hat, wie Goethe[1]) sagt, uns in dieses Neuland gelockt, er hat gezeigt, daß das deutsche Volk eine Geschichte und Literatur besitze, daß es in seiner Entwicklung vollkommen genug Bildungswerte für seine Jugend biete. Die Wiener Jahrbücher[2]) schrieben: »Mösers Schriften können bis herab in manche unbedeutend scheinenden Fragmente der Jugend seines Vaterlandes nützlicher noch

[1]) *Goethe*, a. a. O.

[2]) »Wiener Jahrbücher.« 28. Bd., S. 237. Vergl. das Urteil *Varnhagens von Ense*, »Denkwürdigkeiten«. S. 552.

als Ciceros Werke sein.« Leider gehört Möser immer noch zu den großen Deutschen, die mehr erhoben als gelesen werden. In den deutschen Lesebüchern findet man von ihm nur die treffliche Schilderung des Osnabrückschen Bauernhauses (III, 143).

Jede Sozialpädagogik ist mehr oder weniger zeitlich und örtlich bedingt. Möser steckt allzutief in seinem Milieu. Erdgeschmack haftet, wie er selbst sagt, allen seinen Äußerungen an. Darin liegt ihre Größe und ihre Schwäche, ihre Enge und ihre Tiefe. Indem er sich an die westfälische Scholle bindet, verleiht er seinen Meinungen den Ausdruck des frischesten, konkretesten Lebens, den Reiz des Kraftvollen, Ursprünglichen, Persönlichen, aber auch des Vorsichtigen, Einseitigen, Knauserigen. In seinem Historismus sieht er offenbar die altgermanischen und mittelalterlichen Verhältnisse in einem zu idealen Lichte, allzustreng verschließt er sich mancher Neuerung. Aber übertrieben ist es, wenn *Schlosser*[1]) behauptet, daß Möser als geschickter Advokat der Usurpation des Mittelalters den erwachenden Volksgeist, dessen gerechte Ursachen keiner unter den Deutschen besser als er gekannt, zu beschwichtigen gesucht habe.

Gerade der Bodenständigkeit verdanken die Äußerungen Mösers ihre Wirkung auf seine Umgebung. Das Osnabrücksche Intelligenzblatt war nach Lodtmanns[2]) Mitteilung unter Mösers Leitung (1766/82) weit verbreitet. Selbst der Rezensent der Patriotischen Phantasien[3]) muß bei aller Unterschiedlichkeit seiner Meinungen über Erziehung von Möser bekennen:« »Als Lehrer seines Landes kann der Verfasser Muster sein.« Er erinnert sich, die Phantasien in den Händen von Landleuten gesehen zu haben, die sich daran labten, im stillen den Verfasser segneten und von

---

[1]) *Schlosser*, »Gesch. d. 18. Jahrhunderts«. usw. II, 253.
[2]) *Lodtmann*, »Genealogie der Möserschen Familie«. S. 14.
[3]) »Allgemeine deutsche Bibliothek.« 33. Bd., 1. Stck.

ihm lernten.[1]) *Wegele*[2]) rühmt an Möser ebenfalls die Kunst, die Menschen zu behandeln. Wie wenige Gelehrte seinerzeit habe Möser durch seine volkstümlichen Schriften auf die Bildung des Volkes gewirkt, er sei Popularphilosoph und Publizist im besten Sinne des Wortes gewesen, *Bayer*[3]) stellt fest, daß Möser als Beamter und Publizist in einer Person in Osnabrück eine öffentliche Meinung, die es anderswo in Deutschland kaum noch gegeben habe, geschaffen habe. Übereinstimmend erklärt *Gervinus*[4]), Möser habe in Osnabrück einen nachhaltigen Staats- und Bürgersinn begründet. Der erzieherische Einfluß Mösers auf die Jugend wird belegt durch die Worte Abekens und Goethes. *Abeken* urteilt (I, 69): »Schwerlich möchte ein Buch zu nennen sein, welches eine fähige, nach künftiger Wirksamkeit im Gemeinsamen strebende Jugend kräftiger, zweckmäßiger anzuregen imstande wäre als die Patriotischen Phantasien;« und *Goethe*[5]) bekennt: »Ein solcher Mann imponierte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte und im Begriffe stand, es zu tun.«

Auch in Beziehung auf unsere Zeit gilt Abekens Urteil über die pädagogische Bedeutung Mösers (I, 20): »Vieles würde nicht für unsere Zeit passen, ... aber der Geist, der sich in seinen Absichten kundgibt, gilt für alle Zeiten.« Wir würdigen in Möser einen durchaus selbständigen Vorläufer der Sozial-, National- und Gefühlspädagogik inmitten der individualistischen, kosmopolitischen und rationalistischen Aufklärung.

---

[1]) Vergl. II, 86.
[2]) *Wegele*, »Deutsche Biographie.«
[3]) *Bayer*, »J. Mösers staatsrechtl. u. volksw. Ansichten.« S. 4.
[4]) *Gervinus*, »Geschichte der deutschen Dichtung.« IV, 622.
[5]) *Goethe*, a. a. O.

Literaturverzeichnis.

Justus Mösers sämtliche Werke, *Abeken*, *B. R.*, 1842. Zitiert mit Angabe des Bandes und der Seite, z. B. IX, 145.

»Die deutsche Zuschauerin.« »Ein Wochenblatt.« Hannover 1748. Zit. als Zusch. mit Angabe des Stückes.

»Versuch einiger Gemälde von den Sitten unserer Zeit.« »Vormals zu Hannover als ein Wochenblatt ausgeteilet von J. Möser.« 1747. Zit. als Gem. mit Angabe des Stückes.

Zöllner, R. »Patriotische Phantasien. Von J. Möser.« 1871.

Bayer, J. »Justus Mösers staatsrechtliche und volkswirtschaftliche Ansichten.« Progr. Prag. 1869.

Hofmann, R. »Justus Mösers Gedanken über Erziehung und Unterricht.« »Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum« usw. 6. Jahrgang 1903. II. Abt., XII. Bd.

Hofmann, R. »Justus Möser und die deutsche Sprache.« »Zeitschr. f. d. deutschen Unterr.« 21. Jahrgang. 1907. 3., 4./5. Heft.

Kreysig, »Biographie Justus Mösers.« 1857.

Lodtmann, J. Fr. G., »Genealogie der Möserschen Familie.« 1866.

Mollenhauer, K., »Justus Mösers Anteil an der Wiederbelebung des deutschen Geistes.« Progr. Braunschweig. 1896.

Müller, A., »Mösers Ansichten über Erziehung und Unterricht.« Progr. Magdeburg. 1903.

Paldamus, F. C., »Justus Möser und sein Verhältnis zur Pädagogik.« Progr. Frankfurt a. M. 1858.

Riehemann, J., »Der Humor in den Werken Justus Mösers.« Mitteilungen d. Vereins f. Gesch. u. Landeskultur von Osnabrück. 26. Bd. 1901.

Roscher, W., »Justus Möser und Adam Smith.« Königl. Sächs. Gesellsch. d. Wiss. Berichte 19, 18 f. 1867.

Rupprecht, L., »Justus Mösers soziale und volkswirtschaftliche Anschauungen in ihrem Verhältnis zur Theorie und Praxis seines Zeitalters.« Stuttgart 1892.

Welz, Fr., »Mitteilungen aus Justus Mösers Ansichten über Erziehung und Unterricht.« Progr. Leobschütz 1858.

»Allgem. deutsche Biographien.« 1885. 22. Bd.: »Justus Möser« von *F. Wegele.*

»Allgem. deutsche Bibliothek.« 33. Bd., 1. Stück, 1778. Kritik der »Patriotischen Phantasie«.

»Berlinische Monatsschrift.« 1792. 1794: Berichte Dr. *Kleukers* über Mösers Amtsfeier und Tod.

Bluntschli, F. C. und *Brater, K.*, »Deutsches Staats- und Wörterbuch.« 1862. VII. Bd.: »Justus Möser.«

»Deutsche Monatshefte.« 1. Jahrgang 1873: »Justus Möser, der erste deutsche Publizist und die Osnabrückschen Intelligenzblätter.«

»Deutsche Vierteljahrschrift.« 1869. 4. Heft: »Justus Möser. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens.« Von *K. Rehm.*

»Deutsch-evangelische Blätter.« 17. Jahrgang: »Justus Möser«, von *A. Rausch.*

Gervinus, G., »Geschichte der deutschen Dichtung.« IV. Bd. 1873: »Justus Möser.«

»Nord und Süd.« 68. Bd. 1894: »Justus Möser.« Von *Jul. Duboc.*

Raumer, K., »Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen« usw. V. Teil: »Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern.« 1897: »Justus Möser.«

Rein, W., »Encyklopädisches Handbuch für Pädagogik.« 2. Aufl. 1906: »Justus Möser« von *K. Mollenhauer.*

Roscher, W., »Geschichte der Nationalökonomie« usw. 1874: »Justus Möser.«

Salzmann, Chr. G. »Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutschen.« 1802: »Justus Möser.«

Scherer, W., »Geschichte der deutschen Literatur.« 9. Aufl. 1902: »Justus Möser.«

Schlichtegrolls »Nekrologe« a. d. Jahre 1794: »Justus Möser.«

Schlosser, F. C., »Geschichte des 18. Jahrhunderts« usw. II. Bd. 1853: »Justus Möser.«

Vogt, F., und *Koch, M.*, »Geschichte der deutschen Literatur.« II. Bd. 2. Aufl. 1904: »Justus Möser.«

Abeken, B. R., »Erinnerungen aus den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen und dem ersten dieses Jahrhunderts; 1780—1810.« Mitgeteilt von Dr. *Heuermann.* Osnabrück 1895.

Berlage, »Beiträge zur Gelehrtengeschichte Osnabrücks.« 1876.

Hartmann, »Beiträge zur Geschichte des Schulwesens der Stadt Osnabrück.« 1861.

Iber, H., »Geschichte des Gymnasiums Carolinum zu Osnabrück.« 1889. 1891.

Runge, F., »Geschichte des Ratsgymnasiums zu Osnabrück.« 1895.

Stüve, »Geschichte der Stadt Osnabrück.« 1816. 1817. 1826.

Biedermann, K., »Deutschland im 18. Jahrhundert.« II. Bd., 1857 ff.

Corwin, R. N., »Entwicklung und Vergleichung der Erziehungslehren von J. Locke und Rousseau.« Diss. 1894.

Cxilchert, R., »Zum Religionsunterricht im Zeitalter der Aufklärung.« 1898.

Dilthey, W., »Das 18. Jahrhundert und die geschichtliche Welt.« »Deutsche Rundschau.« Bd. CVIII.

Dilthey, W., »Die deutsche Aufklärung im Staat und in der Akademie Friedrichs d. Gr.« »Deutsche Rundschau.« Bd. CVII.

Eisenlohr, Dr., »Das deutsche Volksschulwesen und das deutsche Staatsregiment im 18. Jahrhundert.«

Freytag, G., »Bilder aus der deutschen Vergangenheit.« »Aus neuer Zeit.«

Gehmlich, E., »Erziehung und Unterricht im 18. Jahrhundert nach Salzmanns Roman »Karl von Karlsberg«. 1894.

Gössgen, C., »Rousseau und Basedow.« 1891.

Hettner, »Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert.« III. Teil. 1893.

Heubaum, A., »Geschichte des deutschen Bildungswesens seit der Mitte des 17. Jahrhunderts.« 1. Bd. 1905.

Hochegger, R., »Über Individual- und Sozialpädagogik.« 1891.

Kerschensteiner, G., »Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend.« 1901.

Kawerau, W., »Kulturbilder aus dem Zeitalter der Aufklärung.« 1888.

Koch, F., »Frohe Aussichten des Schulmannes am Schlusse des 18. Jahrhunderts.« 1800.

Kriegk, »Deutsche Kulturbilder aus dem 18. Jahrhundert.« 1874.

Lamprecht, K., »Deutsche Geschichte.« Bd. VII, VIII. 1906. Ergzbd. II. 1904.

Landenberg, A., »Das deutsche Volksschulwesen vor 100 Jahren.«

Lehmann, O., »Die deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts als pädagogische Reformschriften.« 1893.

Loebl, S., »Der encyklopädische Unterrichtszweck im 17. und 18. Jahrhundert.« 1882.

Niemeyer, A. H., »Ansichten der deutschen Pädagogik und ihrer Geschichte im 18. Jahrhundert.« 1800.

Palmer, »Aufklärung« in *K. A. Schmidts*, »Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens.« 2. Aufl. 1876.

Paulsen, »Aufklärung und -pädagogik« im »Encyklopädischen Handbuch« von *W. Rein*, 1895.

Pinloche, A., »Geschichte des Philanthropinismus.« 1896.

Rühlmann, P., »Versuche einer politischen Unterweisung in den deutschen Schulen des 17. und 18. Jahrhunderts.« »Preuß. Jahrbücher.« 122. Bd., 1905.

Scherer, H., »Die Pädagogik in ihrer Entwicklung mit dem Kultur- und Geistesleben.« I. Bd., 1897.

Schmid, K. A., »Geschichte der Erziehung« usw. Bd. IV, 1 und 2. 1896. 1898.

Schmidt, J., »Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessings Tod.« 1864.
Schumann, R., »Die Auffassung des Philanthropinismus von Gesellschaft und Staat.« Diss. 1905.
Stein, »Die Schule als Staatsanstalt in Schulgeschichte und Staatslehre bis 1794.« Diss. 1906.
Stein, L. v., »Das Bildungswesen.« III, 1. 1884.
Stephan, G., »Urkundliche Beiträge zur Praxis des Volksschulunterrichts im 18. Jahrhundert.« Diss. 1887.
Stephan, G., »Die häusliche Erziehung in Deutschland während des 18. Jahrhunderts.« 1891.
Troeltsch, »Aufklärung in der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche« von *Herzog* und *Hauk*. 1896.
Wundt, W., »Ethik«. 3. Aufl. 1903.

Berichtigung.

S. 43 Z. 8 v. o. lies ersetzen statt ersehen.
S. 47 Z. 6 v. o. lies Samtrasen statt Samtoasen.

Vita.

Ich, *Richard Edmund Richter*, evangelisch-lutherischer Konfession und sächsischer Staatsangehörigkeit, wurde am 7. Oktober 1877 zu Siebenlehn als Sohn des Königlichen Steueraufsehers Heinrich Richter geboren. Nach dem gesetzmäßigen Besuch der einfachen Volksschule zu Görsdorf im Erzgebirge erhielt ich auf dem Königlichen Seminar zu Annaberg von Ostern 1892 bis 1898 die Vorbildung zum Lehrerberufe. Nach abgelegter Reifeprüfung war ich bis Ostern 1901 als Hilfslehrer an der Bürgerschule in Lengefeld und nach bestandenem Wahlfähigkeitsexamen von Ostern 1901 bis Michaelis 1904 als Lehrer an der III. höheren Bürgerschule in Leipzig tätig. Ostern 1904 begann ich das pädagogische Studium an der Universität Leipzig. Ich hörte die Vorlesungen der Herren Professoren Barth, Beckmann, Hantzsch, Hausdorff, Hölder, Lamprecht, Luther, Volkelt, Wagner, Wiener, Wirth und Wundt, besuchte vom S.-S. 1904 bis zum W.-S. 1906/07 das philosophisch-pädagogische Seminar des Herrn Professors Volkelt, W.-S. 1904/05 das philosophische des Herrn Professors Barth, W.-S. 1906/07 das mathematische des Herrn Professors Hölder und arbeitete praktisch W.-S. 1904/05, S.-S. 1905 und W.-S. 1905/06 in dem physikalischen Institut des Herrn Professors Wiener und W.-S. 1905/06, S.-S. 1906 und W.-S. 1906/07 in dem chemischen des Herrn Professors Wagner.

Allen meinen geehrten akademischen Lehrern danke ich für meine Förderung. Besonders verbunden fühle ich mich Herrn Geheimrat Professor Dr. Volkelt wegen der Anregung zur vorliegenden Arbeit, die Ostern 1906 begonnen und im Januar 1908 der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig vorgelegt wurde.